1,80 DM / Band 599
Schweiz Fr 1,80 / Österr. S 14,-

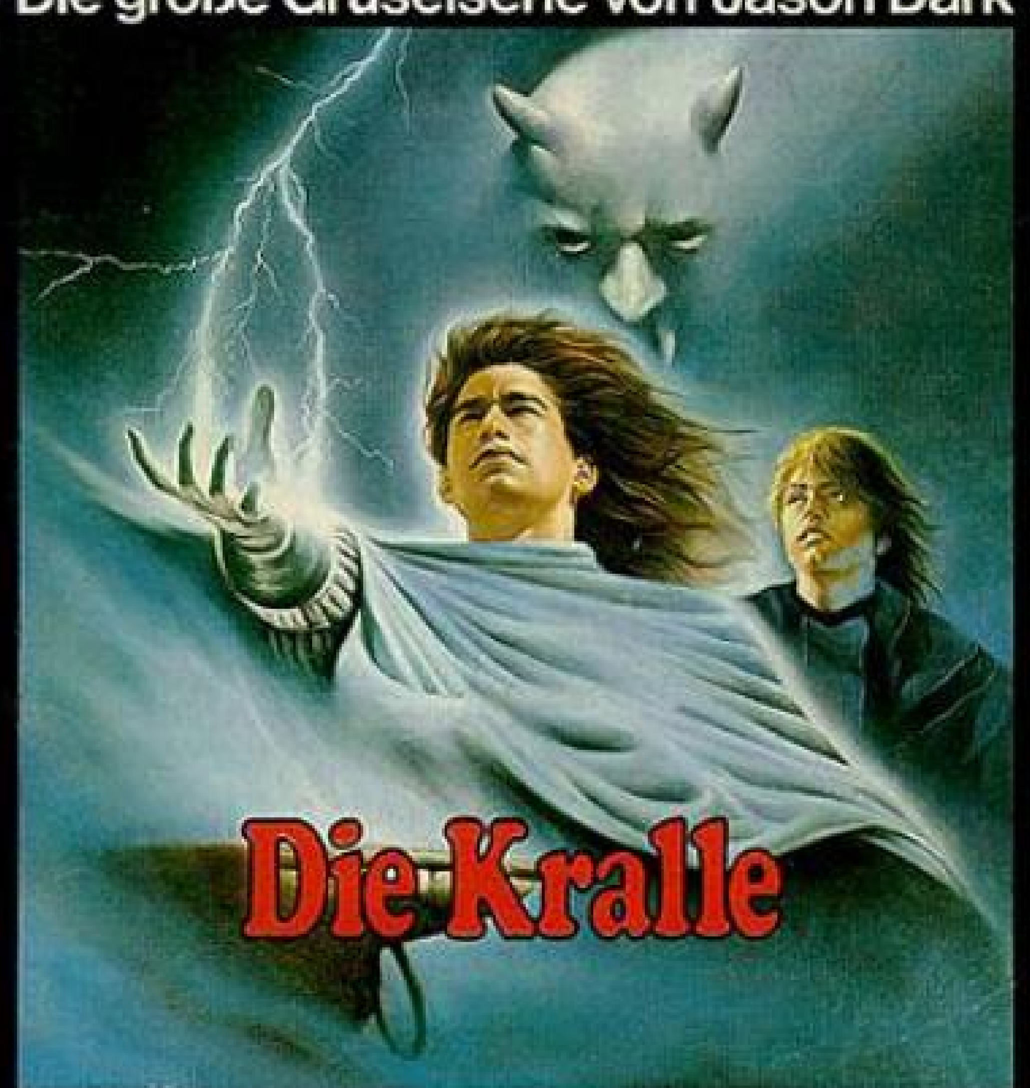
NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Frankreich F 6,00 / Italien L 2000 / Niederlande f 2,25 / Spanien P 150



Die Kralle

John Sinclair Nr. 599

von Jason Dark

erschienen am 26.12.1989

Titelbild von Maren

Sinclair Crew

Die Kralle

Die Beerdigung des Mannes war schlimm, besonders für die Person, die mit Ricardo verlobt gewesen war.

Für sie schien der Alptraum kein Ende zu haben. Sie stand am Grab, nahm die Beileidsbekundungen der Menschen entgegen, konnte nur nicken, aber nicht sprechen.

Als letzter kam Dacros zu ihr, Ricardos bester Freund.

»Nicht alles, kleine Deliah, ist tot, was in der Erde liegt.«

Er lächelte wissend und nickte dabei. »Warte es ab, warte es nur ab. Und hüte dich davor, nicht in seinem Sinne zu leben...«

Über ein Jahr später verdichteten sich diese Worte für Deliah Courtain zu einem grausamen Alptraum...

Der warme Nachtwind schüttelte das Laub von den alten Bäumen.

Einige Blätter, nicht fest genug an den Zweigen hängend, lösten sich, taumelten dem Erdboden entgegen und blieben auf dem alten Friedhof liegen.

Es war ein ungastlicher Ort, in der Nacht noch viel mehr als am Tag. Die Bäume, die Steine, die alten Gräber, selbst neue waren schon nach wenigen Wochen verwildert. Liebespaare schreckten von einem Besuch des Totenackers zurück. Sie trauten sich nicht zwischen die moosbedeckten Grabsteine, weil sie ständig das Gefühl hatten, von den Toten beobachtet zu werden.

Zudem wirkten viele Grabstätten so, als hätten sie Geheimnise zu verbergen. Besonders die älteren duckten sich in die langen Schatten der Hecken und Sträucher, als wollten sie sich zurückziehen und auf keinen Fall entdeckt werden.

Eine der längeren Grabstätten lag am Rande des Friedhofs, wo wilde Brombeerbüsche selbst die Steinmauer überwuchert hatten.

Das Grab gehörte zu den neueren; vor gut einem Jahr war hier jemand zur letzten Ruhe gebettet worden.

Dennoch hob es sich kaum von den anderen ab. Auf der Fläche breitete sich Efeu aus. Die Pflanze wucherte schlangengleich von verschiedenen Seiten heran, um das Rechteck zu bedecken. Selbst die Kantsteine an den Seiten waren nicht mehr zu sehen. Der Grabstein selbst schaute wie ein drohend erhobener Zeigefinger aus dem weichen Erdreich, als wollte er gegen den dichten Wirrwarr des Brombeerbusches kratzen.

Ein Name hatte mal auf dem Stein gestanden. Feuchtigkeit und wachsendes Moos hatten schon innerhalb eines Jahres die Lücken gefüllt, so daß von den Buchstaben nichts mehr zu erkennen war.

Wer hier lag, der war vergessen worden, denn keine frische Blume stand auf dem Rechteck, niemand pflegte das Grab.

Es war so jung und blieb doch so verlassen.

Tage und Nächte wechselten sich ab. Der Friedhof lag da und lauerte auf neue Besucher.

Hin und wieder wurde hier jemand begraben, Leute, die diesen Wunsch bereits zu Lebzeiten schriftlich niedergelegt hatten. Ansonsten war der Privatfriedhof tabu.

So konnte er dahindämmern wie ein gewaltiges, müdes Monster, das nur ab und zu einmal Luft holte.

Aber es blieb nicht ruhig. In einer der warmen und schwülen Sommernächte, als der Wind wie ein kaum abgekühlter Hauch aus der Hölle über den Totenacker strich, mit den Zweigen der Büsche spielte, die Blätter zittern ließ, da geschah das Unheimliche.

Es passierte dort, wo das einsame Grab fast geduckt in der Ecke verborgen lag. Der Grabstein blieb wie ein Wächter stehen, als wollte

er nach vorn schauen, wo sich die braune, von Efeu überwucherte Erde urplötzlich bewegte.

Es entstanden keine Risse, dazu war der Boden zu feucht, aber der von unten her hochsteigende Druck sorgte für die Wellenbewegungen der Graberde.

Irgend etwas tat sich in der Tiefe. Es wirkte so, als wollte der Tote sein feuchtes Erdreich verlassen.

Käfer krabbelten silbrig schimmernd aus den Lücken. Kleine Klumpen rollten zur Seite, wurden von den Kantsteinen gestoppt, und die Erde öffnete sich noch weiter.

Es war nichts zu sehen, eine Lücke, wenn sie mal entstand, wurde sehr schnell wieder aufgefüllt, aber das Etwas, das in der Grabtiefe lauerte, gab nicht auf.

Es drückte weiter…

Höher und höher kam es. Sein Druck war wie ein Befehl aus der Tiefe, und nichts existierte mehr, das ihn hätte stören können. Das Grab mußte dem harten Pressen Tribut zollen.

Wer kam aus der Tiefe?

War es wirklich der Tote, der es nicht mehr ausgehalten hatte?

Niemand war da, der den unheimlichen Vorgang beobachtete und eine Antwort hätte geben können.

In den Bäumen hockten die Vögel und schliefen. Zu einem bestimmten Zeitpunkt flatterten sie plötzlich hoch, herausgerissen aus dem tiefen Schlaf. Hastig flogen sie weg.

Die sensiblen Tiere hatten sehr genau gespürt, daß das Grauen nicht mehr aufzuhalten war.

Und es stieg weiter!

Urplötzlich stach es aus der Erde hervor, als wollte es sich irgendwo festhaken.

Ein jeder hätte mit einer Skelett oder Totenhand gerechnet, das aber war es nicht.

Aus der Grabmitte schaute eine matt glänzende Klauenhand aus Metall hervor…

Der Anfang war gemacht, ein unheimlicher Rächer kehrte zurück, um abzurechnen…

***

»Holst du die Post, oder soll ich sie holen?« fragte Bill Conolly, der auf der Terrasse saß, die Beine ausgestreckt hatte und seiner Frau Sheila fragend zulächelte.

»Geh du mal.«

»Immer ich!« stöhnte Bill und schwang seinen gebräunten Körper in die Höhe. Er trug Bermudas, schlüpfte in die Sandalen und hörte vom Pool her das Lachen seines Sohnes Johnny, der dort mit zwei

Klassenkameraden tobte. Die Jungen waren dabei, sich gegenseitig von der Luftmatratze zu stoßen, die, wenn sie aufgeblasen wurde, die Form eines Sessels bekam.

Sheila schaute ihrem Mann nach. Auch sie genoß das warme Wetter. Am Morgen konnte man es noch aushalten. Gegen Mittag wurde die Schwüle unerträglich, so etwas hatte es auf der Insel schon lange nicht gegeben. Dieser Sommer würde in Erinnerung bleiben.

Glücklicherweise regnete es in der Nacht oft kurz und heftig, so daß die Conollys darauf verzichten konnten, den Rasen zu sprengen oder die Blumen zu gießen.

Auch Sheila trug nur einen Badeanzug. Einen schwarz-weißen Einteiler mit sehr hohem Beinausschnitt. Aufregend!

Der Himmel war nicht wolkenfrei. Eine Dunstschicht hatte sich über ihn gelegt und ließ den Ball der Sonne wie ein verwaschenes, gelbes Auge erscheinen.

Die Conollys waren in diesem Sommer nur kurz weggefahren.

Kleine Trips aufs Festland, ansonsten hatten sie die algenverseuchten Strände des Südens gemieden und die Tage in ihrem Bungalow im Londoner Süden verbracht, was Sheila sehr lieb gewesen war.

Auch Bill hatte in Familie gemacht, Dämonen und ähnliche Geschöpfe hatten sie in den letzten Wochen anderen überlassen.

Sheila fühlte sich wohl. Auch deshalb, weil es Johnny, ihrem Sohn so gutging. Er hatte den letzten gefährlichen Fall gut überstanden, als eine Klassenfahrt fast tödlich geendet hätte.[1]

Daran dachten sie nicht mehr, sie hatten die letzten schönen Wochen genossen.

Bill stand mittlerweile am Briefkasten und schaute die Post durch.

Seine Stirn umwölkte sich, als er die Absender las. Drei Rechnungen waren dabei, natürlich Reklame, aber auch eine Einladung, deren Büttenpapier sich von den anderen abhob.

Damit ging Bill zurück, die anderen Dinge ließ er in der Diele auf einer Ablage liegen.

Sheila schaute hoch, als der Schatten ihres Mannes über sie fiel.

»Ist was?« fragte sie.

»Ja, wir sind eingeladen worden.«

»Wie schön. Von wem?«

»Deliah Courtain und ein gewisser Prosper van Meeren. Kennst du die beiden?«

»Du nicht?«

»Nein.«

Sheila nahm die Sonnenbrille ab und setzte sich aufrecht. Dann nickte sie. »Klar, Deliah Courtain ist mir ein Begriff. Ich habe mal mit ihr gearbeitet, als ich unbedingt in der Modebranche Fuß fassen wollte. Sie gehört zu den Personen, die mehr Geld haben, als sie

ausgeben können. Ihre Eltern haben das Vermögen gemacht.«
»Wie schön für sie«, sagte Bill. »Und die lädt uns also ein.«
»Weshalb denn?«
»Ich schaue mal nach.« Bill öffnete den Umschlag und zog eine aufklappbare Karte hervor. Dann lachte er. »Die Sache ist einfach. Wir sollen zu ihrer Hochzeit kommen.«
»Tatsächlich?«
»Ja, auf einem Schloß wird gefeiert oder in einem alten Landhaus. Sie und dieser Prosper van Meeren heiraten.«
»Wann?«
»Am nächsten Wochenende. Hier, lies selbst.« Bill gab seiner Frau die Karte.
Sheila schob die dunkle Brille wieder vor die Augen. »Vornehm, vornehm«, murmelte sie, »Deliah Courtain und Prosper van Meeren geben sich die Ehre. Und das schon am Wochenende.«
»Richtig«, sagte Bill. »Normalerweise verschickt man Einladungen dieser Art früher.«
»Das meine ich auch.«
»Hat man uns vergessen?«
Sheila hob die Schultern. »Keine Ahnung. Ich bin zwar nicht beleidigt, aber komisch finde ich es schon.«
Bill setzte sich, trank einen Schluck Saft und schaute den drei Jungen zu, die aus dem Pool geklettert waren, um ins Haus zu rennen, wo sich Nadine, die Wölfin, aufhielt, denn draußen in der Sonne war es ihr einfach zu heiß.
»Was habt ihr vor?« rief Bill.
»Wissen wir noch nicht, Dad.«
Er ließ sie laufen und zeigte mit dem Finger auf Sheila. »Eine Frage, wie gut kanntest du Deliah?«
»Na ja, wie man sich so kennt in der Branche. Wir haben hin und wieder gemeinsam gegessen und über Mode gesprochen. Deliah Courtain hatte die Verbindungen, die man braucht, um Mode richtig vertreiben zu können, wenn du verstehst.«
»Ja, das ist mir klar.«
»Wir verloren uns dann aus den Augen. Ich weiß nicht einmal, ob sie noch in der Branche tätig ist. Wenn ja, dann nicht mit eigenen Modellen, sondern als Person im Hintergrund.«
Bill widersprach nicht, weil er keine Ahnung hatte. Er erkundigte sich nur nach Prosper van Meeren.
»Den kenne ich nicht. Hört sich niederländisch an.« Sheila schob die Sonnenbrille etwas tiefer und peilte ihrem Mann ins Gesicht.
»Was ist mit dir, Bill? Du kennst dich doch auf dem Parkett aus, was berühmte Namen angeht.«
Er winkte ab. »Wieso berühmt? Muß dieser van Meeren denn

unbedingt berühmt sein?«

»Das meine ich schon, denn ich glaube nicht, daß Deliah jemand heiratet, der gesellschaftlich nicht zu ihr paßt.«

Der Reporter verzog den Mund. »Ist sie so eine?«

Sheila lachte. »Nein, nicht, was du meinst. Sie ist nicht überheblich oder arrogant. Es sei denn, sie hat sich in den letzten Jahren geändert. Nur dürfen wir die Augen nicht verschließen. Geld heiratet zu Geld, Adel zu Adel…«

»Und ich habe dich geheiratet«, sagte Bill grinsend.

Sheila lächelte. »Bereust du es?«

»Nein, eigentlich nicht, obwohl du auch nicht gerade unvermögend warst und einen armen Reporter geehelicht hast.«

»Ja, ich hatte Mitleid.«

Bill verdrehte die Augen. »Das darf doch nicht wahr sein. Sag das mal Sakuro. Irgendwo ist dieser verfluchte Dämon damals ja unser Ehestifter geworden. Ohne ihn hätten wir uns nicht kennengelernt, glaube ich.«

»Das stimmt allerdings.« Sheila hob ihr Glas. »Nun ja, das liegt lange zurück, beschäftigen wir uns lieber mit den Problemen der Gegenwart. Nehmen wir die Einladung an, oder nicht?«

»Hm.« Bill überlegte. »Das wäre schon in drei Tagen.«

»Richtig.«

»Gefällt mir nicht. Es ist viel zu heiß. Bei dem Wetter bleibe ich lieber hier. Da muß ich mich in einen Smoking zwängen und den feinen Max markieren…«

»Ich brauche natürlich ein neues Kleid.«

»Ha, da haben wir es.«

»Ja, das ist wichtig.«

»Du willst also hin?«

Sheila nickte. »Im Prinzip ja. Daß wir die Einladung so spät erhalten haben, dafür wird es Gründe geben, die ich gern wissen möchte. Ich werde Deliah anrufen.«

»Wirklich?«

»Ja – weshalb nicht?«

»Das macht keinen guten Eindruck.« Bill schüttelte den Kopf. Er schaute noch einmal auf die Karte. »Sie feiern ja nicht in London. Wir würden noch fahren müssen.«

»Die paar Meilen. Nicht einmal bis Canterbury.«

Er winkte ab. »Tu, was du nicht lassen kannst. Am besten ist es, wenn wir uns später entscheiden.«

»Nicht zu spät, Bill.«

»Heute abend.«

Sheila war einverstanden. »Gut.« Sie erhob sich aus dem Sessel.

»Ich denke mal über ein neues Kleid nach und…«

Das Telefon summte. Es stand auf dem Tisch und gehörte zu den tragbaren Geräten, die auch mit nach draußen genommen werden konnten. Sheila war zu faul, abzuheben, sie überließ es Bill, der sich mit träger Stimme meldete, dann steif sitzenblieb und seine Frau anstarrte.

»Was ist denn?«

»Es ist Deliah Courtain«, flüsterte der Reporter, die Sprechmuschel zuhaltend.

Sheila setzte sich wieder. Bill hörte angespannt zu, er sagte wenig, hin und wieder ein knappes ›Ja‹ oder ein ›Das ist ja sehr seltsam, was Sie da erlebt haben‹. Er räusperte sich. »Auf jeden Fall bekommen Sie Bescheid, ob es klappt. Ich denke aber, daß wir es einrichten können. Sie hören noch von uns. Die Grüße an Sheila werde ich bestellen. Bye, Miß Courtain.« Bill legte auf.

»Was war denn los?« fragte Sheila.

Der Reporter strich über sein Gesicht, wo sich der Schweiß angesammelt hatte. »Wir haben vor Jahren schon eine Horror-Hochzeit erlebt«, murmelte er, »kannst du dich erinnern?«

»Klar.« Sheila nickte heftig. »Das war die Heirat der Lucienne Lancomb.«

»Mit einem Werwolf.« Bill atmete tief durch. »Ich will nicht sagen, daß jetzt das gleiche vor uns liegt, aber Ähnlichkeiten sind schon vorhanden.«

»Und weiter!«

»Deliah hat darum gebeten, daß wir nicht allein kommen. Ein dritter Gast soll ebenfalls erscheinen.«

»Wer denn?«

»Ganz einfach, John Sinclair!«

»Nein!« Sheila bekam große Augen. »Das kann nicht stimmen. Weshalb soll John dabei sein?«

»Deliah fühlt sich bedroht. Aber Einzelheiten erkläre ich dir, wenn John hier ist. Hoffentlich hat er Zeit…«

***

Ich hatte an diesem Abend Zeit, rein zufällig. Auf der Fahrt nach London war nichts mehr passiert, kein weiterer Aufenthalt, der mir noch einmal einen Fall gebracht hätte wie der eines gewissen Reverend Guthry, dem Teufel in Menschengestalt.

London hatte mich wieder. Die Hitze lag auch hier, ich freute mich trotzdem, alle Freunde wieder begrüßen zu können. Ich hatte natürlich viel zu erzählen, auch daß es gelungen war, meine Mutter aus den Klauen des Vampirs Mallmann zu befreien, wobei Jane Collins einen nicht unwesentlichen Anteil gehabt hatte.

Nun, das lag zurück, mir ging es wieder besser, und selbst die

Dämonen schienen eine Sommerpause eingelegt zu haben. Jedenfalls lag nichts Akutes an.

Man stöhnte über die Hitze. Ich arbeitete ein paar Akten auf und freute mich über Bills Anruf, der mich an einem Morgen erreichte, wo die Luft in den Büros mehr als stickig war.

»Ach, du lebst auch noch, altes Schlitzohr.«

Bill lachte. »Und wie ich lebe. Ich sitze hier im Garten, werde gleich in den Pool springen…«

»Halt ja die Klappe, sonst sorge ich dafür, daß wir tauschen. Dann plätschere ich mit deinem Eheweib in den Fluten.«

»Das kannst du heute abend.«

»Du willst mich einladen?«

»Ja, und Suko auch, wenn er Lust hat.«

Ich schaute meinen Freund an, der mir gegenübersaß und den Kopf schüttelte. Er hatte etwas anderes vor.

»Nein, Suko will nicht. Er hat Angst vor dir. Dann komme ich allein.«

»Ja, das paßt. Es ist auch dienstlich.«

»Wie?«

»Hast du einen Smoking, John?«

Ich holte tief Luft. »Hör mal zu, Tiger. Hat dir die Sonne den letzten Rest Verstand aus dem Schädel gebrannt? Weshalb fragst du mich so einen Schwachsinn?«

»Hört sich zwar so an, es ist aber kein Schwachsinn. Es geht wirklich darum.«

»Zur Not werde ich mir einen leihen.«

»Wunderbar, dann komm heute abend. Aber nicht im Smoking, den brauchst du später. Viel Spaß noch.« Bill legte auf, und ich starrte Suko an, der den Kopf schüttelte und mit der Hand vor seinen Augen hin- und herfuhr. »Ist er nun dicht, oder ist er nicht dicht?« fragte er.

»Das wissen die Götter.«

»Du fährst aber hin, oder?«

»Klar. Bill hat was auf dem Herzen. Wahrscheinlich muß ich die Beretta laden.«

»Dann tu das. Es ist sonst nichts los, selbst Glenda hat Urlaub genommen.«

»Ja, stimmt.« Ich schnickte mit den Fingern. »Wo steckt sie eigentlich, die Kleine?«

»An der Küste, wo keine Algen sind, hat sie gesagt.«

»Gibt es das noch?«

»Muß wohl, sonst wäre sie nicht gefahren.« Suko streckte die Beine aus. »Ich habe keine Lust.«

»Ich auch nicht.«

»Dann laß uns verschwinden.« Er schaute auf die Uhr. »Etwas Salat könnte ich schon vertragen. Bei diesem Wetter ist es die beste

Nahrung, die man zu sich nehmen kann.«

Ich widersprach nicht. Wir gingen zu unserem Stamm-Italiener direkt am Yard und wurden wie zwei verlorene Söhne begrüßt, denn wir waren lange nicht mehr dort gewesen.

Wir sollten sogar einen Grappa auf Kosten des Hauses trinken. Mit viel Überredungskunst gelang es uns, ihn in einen Espresso umzuwandeln. Alkohol bei dieser Hitze – nein danke!

Den Nachmittag bekamen wir auch rum. Ich verließ das Büro früher, fuhr mit dem Rover zu meiner Wohnung, was natürlich wieder dauerte, duschte und machte mich landfein. Das heißt, ich schlüpfte in den leichten Bieranzug. Lockeres Hemd, eine dünnen Hose und eine dieser federleichten Jacken, die ich über die Schulter hängte.

Die Conollys wohnten im Londoner Süden, eine ziemliche Ecke von meiner Wohnung entfernt.

Auch jetzt brannte die Sonne noch. Das Wetter sollte auch über das Wochenende so bleiben, was mir im Prinzip nicht gefiel. Etwas kühler hätte es schon sein können.

Auch wenn die Conollys ziemlich weit von der City entfernt lebten, einen Vorteil hatte die Sache doch. Die Luft war viel besser als in den Straßenschluchten. Hier konnte wenigstens noch ein Lüftchen wehen, zudem bildeten zahlreiche Bäume und andere Grünpflanzen so etwas wie eine herrliche Lunge.

Ich bog in die stille Straße ein, an der das Haus der Conollys in einem Vorgarten versteckt lag. Das Tor brauchte nicht mehr geöffnet zu werden, es stand bereits offen.

Bill Conolly erwartete mich zusammen mit der Wölfin Nadine, die am Rover hochsprang, als ich auf das Grundstück einbog und dicht hinter dem Tor stoppte.

Es gelang mir vorerst nicht, Bill zu begrüßen, denn Nadine wollte zu ihrem Recht kommen. Sie sprang an mir hoch, ich spürte ihre Zunge am Kinn und schaute zudem in die menschlichen Augen der Wölfin, die einmal eine Frau gewesen war. Noch steckte die Seele der Nadine Berger in ihrem Körper, und wir wollten nicht hoffen, daß es eine Ewigkeit so weiterging. Vielleicht ergab sich einmal die Chance für eine Trennung.

Danach war Bill an der Reihe. Er schlug mir auf die Schultern und freute sich, daß es uns gelungen war, meine Mutter aus den Klauen des Blutsaugers zu befreien.

»Ja, da haben wir Glück gehabt.«

»Und Mallmann?«

Ich schaute Bill an. Er trug eine weiße Hose und ein hellblaues Hemd. »Er hat den Blutstein und ist, so schlimm es sich anhört, gegen geweihtes Silber resistent.«

»Was?«

»Ja, leider.« Ich nickte und räusperte mich. »Wir können nichts tun, Bill. Das Leben meiner Mutter gegen den Stein. Ich mußte ihn abgeben, und Mallmann fühlt sich als Dracula II.«
»Wird er da weitermachen?«
»Bestimmt.«
Bill warf mir einen schrägen Blick zu. »Da kommt noch etwas auf uns zu, kann ich dir sagen.«
»Das glaube ich auch.«
»Na ja, laß uns ins Haus oder auf die Terrasse gehen, es gibt da einiges zu bereden.«
»Ein Fall, nicht?«
Bill wiegte den Kopf, während wir durch den sommerlichen Vorgarten schritten, wo schon die ersten Sonnenblumen in die Höhe wuchsen und über andere Pflanzen hinwegschauten.
Nadine blieb an meiner Seite und rieb ihren Körper hin und wieder an meinem Bein. »Du bist mir noch eine Antwort schuldig, Bill. Ist es beruflich?«
»Es könnte ein Fall werden«, wich er aus. »So genau bin ich nicht informiert.«
Ich mußte grinsen. »Wenn mir das ein anderer gesagt hätte, wäre ich geflüchtet.«
»Ich weiß, John.« Bill machte einen etwas zerknirschten Eindruck, winkte aber Sheila zu, die das Haus verließ. Sie trug einen bunten Hosenanzug. Weiß als Grundfarbe. Darauf verteilten sich allerlei breite, gelbgrüne Sommerblumen. Das Haar hatte sie hochgesteckt, wobei ihr noch einige Strähnen in die Stirn fielen.
Zur Begrüßung umarmten wir uns, und sie gratulierte mir, daß ich meine Mutter befreit hatte.
»Sie hat auch lange genug leiden müssen.«
»Jetzt ist alles okay?«
»Ich hoffe es.«
Auf der Terrasse hatten die Conollys gedeckt. Nein, gegrillt wurde nicht. Sheila hatte einige kalte Platten angerichtet. Viel Salat, dazu kaltes Roastbeef, die entsprechenden Saucen, auch Thunfisch war vorhanden und geschnittenes Kalbfleisch in einer hellen Kräutersauce.
Ich starrte auf den Beistelltisch und fragte: »Wer kommt denn noch alles?«
»Nur du bist unser Gast.«
»Und ich soll das essen?«
»Zumindest mithalten«, sagte Bill. Er öffnete eine Flasche Rose. Sie war beschlagen, er hatte sie aus dem Kühlschrank geholt. So kühl mußte dieser Wein auch getrunken werden.
»Wo ist denn euer Sohn?« fragte ich.
»Im Kino.«

»Bei dem Wetter?«
Bill hob vor dem Einschenken die Schultern. »Was willst du machen? James Bond lockt.«
»Ja, den wollte ich mir auch ansehen.«
Wir standen und prosteten uns zu. Der Wein war wunderbar.
Herrlich kühl rann er durch meine Kehle. Schließlich bat Sheila, zum Essen Platz zu nehmen. Als ich saß, da verspürte ich plötzlich einen nicht gerade kleinen Hunger. So schnell kann es kommen.
»Los, ran«, munterte mich Sheila auf. »Es darf nichts übrigbleiben. Wir müssen die Platten putzen.«
Ich winkte ab. »Langsam, langsam, so schnell will ich auch nicht gemästet werden.«
Selbst Sheila hielt zu mir, da sie doch sonst immer etwas auf ihre Figur achtete. Das Essen, der Wein, meine beiden Freunde, der laue Abend auf der Gartenterrasse, all dies tat mir richtig gut, so daß ich vergaß, weshalb ich eigentlich hergekommen war. Dieser Besuch besaß ja nur bedingt einen privaten Hintergrund.
Erst als die Zigaretten brannten, vom Fleisch kaum noch etwas übrig war und ich abwinkte, als Sheila das Dessert holen wollte, kam mein Freund zur Sache.
»John, eine Frage. Hast du am nächsten Wochenende Zeit?«
»Hm.« Ich stäubte Asche ab und schaute dem Rauch nach. »Das kann ich nie genau sagen, da immer etwas dazwischen kommen kann.«
»Verstehe.« Bill nickte und trank einen Schluck Rose. »Gesetzt den Fall, es liegt nichts an, dann möchte ich dich bitten, daß du uns zu einer Hochzeit begleitest.«
Jetzt geriet ich ins Staunen. »Noch mal, bitte.«
»Wohin?«
»Zu einer Hochzeit!«
»Wer heiratet denn?«
Die Antwort gab Sheila, die aus dem Haus kam und meine Frage gehört hatte. »Eine Bekannte von mir. Sie heißt Deliah Courtain. Ihr Bräutigam hört auf den Namen Prosper van Meeren.«
»Schöne Namen, Sheila.«
»Die dir nichts sagen – oder?«
»Nein.« Ich ließ einen Arm locker baumeln. »Kannst du mir denn auf die Sprünge helfen?«
Sheila nahm wieder Platz und streckte die langen Beine aus. »Das kann ich schon. Deliah Courtain hat, wie ich damals, in Mode gemacht. Sie ist nicht mehr kreativ tätig sondern arbeitet jetzt hinter den Kulissen. Sie besitzt eine Vertriebsfirma, die vor allen Dingen kleinere Modehäuser beliefert.«
»Dann wäre das geklärt. Was ist mit dem Bräutigam?«
»Prosper van Meeren, der Mann mit dem niederländischen Namen,

gehört zu den größten Fischhändlern auf der Insel. Das heißt, seine Eltern haben die Kette aufgebaut. Er arbeitet im Management mit und scheint sich dort recht wohl zu fühlen.«

»Also eine normale Hochzeit.«

»Es hat den Anschein.«

»Was stört euch?« fragte ich.

Bill antwortete: »Deliah Courtain rief bei uns an. Sie hat ein Problem, schreckliche Angst vor einer fürchterlichen Rache. Ihr ehemaliger Verlobter hat ihr Rache geschworen und erklärt, daß er während der Feier ein Blutbad anrichten würde, falls Deliah Courtain nicht von ihrer Absicht zurücktritt.«

»Und das weiß man?«

»Natürlich.«

Ich winkte ab. »Dann wäre es doch einfach, wenn der Mann festgenommen wird.«

»Ja, das ist wirklich gut«, meinte Bill mit einem seltsamen Unterton in der Stimme.

»Und wo liegt das Problem?«

Die Conollys schauten sich an. Sheila nickte und meinte: »Sag es nur, Bill, sag es!«

»Dieser ehemalige Verlobte, Ricardo mit Namen, ist nämlich seit einiger Zeit tot.«

Ich hob die Schultern. »Gut, dann kann ja nichts schiefgehen.«

Bill beugte sich vor. »John, liegt es am Wetter oder woran? Ich sagte, er ist tot.«

Mein Freund hatte recht. Mist, erst jetzt begriff ich richtig. Ich setzte mich aufrecht hin und schaute die beiden an. »Wenn er tot ist, kann er nicht angerufen haben. Es sei denn…«

»Wir tippen auf es *sei denn*«, meinte Sheila.

»Zombie?« flüsterte ich.

»Möglich.«

Ich dachte nach. »Gehen wir mal davon aus, es mit einem Zombie zu tun zu haben. Ich rechne auch damit, daß man diesen Ricardo nach seinem Tod begraben hat. Wenn es sich bei ihm tatsächlich um den Anrufer handelt, dann muß er aus dem Grab gekommen sein, und so einfach ist das wiederum nicht. Hat diese Deliah Courtain denn mal nachgeschaut? Ist sie zu dem Friedhof gegangen, wo Ricardo liegt?«

»Das glaube ich nicht«, sagte Sheila. »Dazu hat sie eine zu große Furcht. Sie war völlig von der Rolle.«

»Verständlich.« Ich nickte und murmelte: »So etwas hatten wir schon mal. Hochzeiten, die unter einem ungünstigen Stern standen, die der Teufel nicht haben wollte.«

»Das stimmt, John.«

Ich drehte mein Weinglas in den Händen und schaute auf Bill.

»Wieviel hast du getrunken, Alter?«
»Ich kann noch fahren.«
»Das sollten wir auch.«
Mein Freund winkte ab. »Da gibt es nur ein Problem. Der Friedhof liegt nicht direkt in London, sondern außerhalb der Stadt. Schon in Richtung Canterbury.«
»Wie viele Meilen entfernt?«
»Vielleicht vierzig von hier.«
»Die reißen wir weg.« Ich grinste Sheila zu. »Du kannst mittlerweile den Rose kühlstellen.«
So richtig einverstanden war sie nicht. »Wollt ihr denn wirklich hinfahren?«
»Klar, über den Motorway ist das ein Klacks.«
»Und du bleibst hier«, sagte Bill.
»Johnny kommt noch nach Hause, denk daran.«
Sie nickte.
Ich stand schon und reckte mich. Auch am Abend schien die Sonne noch warm. Dieser Sommer würde wirklich in die Geschichte eingehen, das stand fest.
Bill holte seinen Porsche aus der Garage, während ich mit Sheila vor der Haustür stand und ihr besorgtes Gesicht anschaute. »Hast du was, Mädchen?«
»Ich mache mir Sorgen.«
»Wegen uns?«
Sie nickte bedächtig. »Weißt du, John, ich habe ein sehr ungutes Gefühl bei dieser Sache und hoffe, daß sich der Fall nicht zu einer Bluthochzeit ausweitet.«
»Mal sehen.«
»Noch etwas muß ich dir sagen. Dieser Ricardo war irgendwie nicht so wie ein normaler Mensch. Er besaß nur eine linke Hand. Die rechte verlor er bei einem Unfall und hat sie durch eine Stahlklaue ersetzen lassen.«
»Einen Haken?«
»Nein, Deliah erzählte mir, daß es eine Klaue mit vier Fingern und einem Daumen gewesen ist. Er hatte eine dermaßen große Kraft, daß er damit dickes Holz zerbrach, als wäre es Pappe.« Sheila schüttelte sich, denn sie stellte sich dies bildlich vor.
Ich lächelte. »Klaue hin, Klaue her. Sollte Ricardo tatsächlich zu einem Zombie geworden sein, wird sie ihm auch nicht helfen. Gegen Silberkugeln helfen keine Klauen.«
Sheila zog ein zweifelndes Gesicht. »Ich habe allmählich den Eindruck, als würdest du diesen Fall nicht so ganz ernst nehmen – oder irre ich mich da?«
Bill hupte, so konnte ich mich einer Antwort enthalten. Aber Sheila

hatte recht. So richtig konnte ich daran nicht glauben. Mal abwarten, wie es sich entwickelte. Aber was tat man nicht alles für seine Freunde? Sogar an einem Sommerabend einen fremden Friedhof besuchen…

***

Um so schnell wie möglich ans Ziel zu kommen, mußten wir den Motorway M 26 nehmen. Bis Maidstone konnten wir fahren. Von dort ging es über eine Verbindungsstraße auf den Motorway M 26, den wir nicht ganz bis zu seinem Ende durchfuhren.

Zum Glück hatten nicht viele Menschen die gleiche Idee gehabt wie wir.

Bill konnte seinem Porsche die Sporen geben, weil die Fahrbahn doch ziemlich leer war.

Er dachte ähnlich wie ich. So ganz traute er dieser Deliah Courtain nicht.

»Kennst du sie eigentlich?« fragte ich.

Bill hielt das Lenkrad fester. »So gut wie kaum. Ich habe einige Male mit ihr gesprochen, das ist alles. Man kann nicht sagen, daß Sheila und sie befreundet waren. Man muß sie als gute Bekannte einordnen, die nicht alles voneinander wußten.«

»Erinnerst du dich denn an sie?«

»Auch nicht so recht.« Er grinste. »Ich weiß allerdings, daß sie eine schöne Frau war. Schwarzhaarig und sehr apart. Ihren ehemaligen Verlobten kannte ich überhaupt nicht, und dieser Prosper van Meeren ist mir vom Aussehen her auch kein Begriff. Wir müssen uns da beide mehr oder weniger überraschen lassen.«

»Weißt du denn, wie er umgekommen ist?«

»Ha, da fragst du mich was, John, aber ich hänge, ehrlich. Ich habe keine Ahnung.«

»Auch keinen Verdacht?«

»Nein, er war plötzlich tot.«

»Ja, ja«, murmelte ich salbungsvoll.

»So jung und so plötzlich tot. Das ist ein Hammer.«

»So etwas kann es geben, John.«

»Muß aber nicht.«

»Dann hast du einen Verdacht?«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, es ist nur das gesunde Mißtrauen, mehr nicht.«

Wir waren mittlerweile tief hineingefahren in die Grafschaft Kent, einer englischen Vorzeigelandschaft mit sanften Hügeln, großen Weiden, viel Wald, Schlössern und Menschen, die ebenfalls der Jagd frönten, denn die herbstlichen Gesellschaften waren berühmt.

Noch dauerte es seine Zeit. Die Hitze hatte kaum nachgelassen.

Am Himmel war die Sonne mittlerweile verschwunden. Schwer und dick wälzte sich der breite, graue Schatten der Dämmerung über den unendlich erscheinenden Himmel.

Wenn Wind wehte, war es der Fahrtwind, der durch das offene Dach schoß und unsere hinteren Haare aufwühlte. Bill fuhr nicht mehr so schnell. Er rollte auf der linken Spur dahin und hielt bereits nach der Ausfahrt Ausschau.

»Kennst du den alten Friedhof eigentlich?« Ich hatte keine Lust, ihn lange zu suchen.

»Deliah hat den Weg beschrieben. Bei ihrem zweiten Anruf ist sie dann gesprächiger geworden.«

»Sollte sich alles als Ente herausstellen, Alter, bist du mir noch etwas schuldig.«

»Natürlich, John.«

Das Land blieb flach. Auf dem Schild der Ausfahrt erschienen die Namen mehrerer Orte. Wie gewaltige Arme griffen die Schatten der Dämmerung zu und deckten vieles ab.

Ich hörte das Jaulen der Pneus, als Bill den Wagen in eine Kurve zog. Mein Freund grinste lausbübisch. »Manchmal kommt es eben über mich. Besonders dann, wenn Sheila nicht dabei ist.« Er strich sein braunes Haar zurück und kickte den Blinker nach links. In die entgegengesetzte Richtung führte der Weg nach Canterbury.

Die Straße stach in das flache Gelände. Weiter vorn sahen wir die welligen Schatten der Berge, die sich aneinanderreihten. Die Luft war trocken. Wir brauchten unbedingt Regen, der bis auf einige heftige Schauer ausgeblieben war. Mensch und Tier träumten von einem Landregen.

Das Gras am Straßenrand war vertrocknet. Ein Schwarm Vögel segelte pfeilartig über das flache Land.

Sie überholten eine Rotte von Motorradfahrern, deren Maschinen einen wahnsinnigen Lärm produzierten. Als Donner verklang er schließlich in der Ferne.

Nach drei Meilen erschienen die ersten Gehöfte. Saubere Wohnhäuser mit ebenso sauberen Ställen. Bei diesem Wetter saßen die Menschen noch im Freien.

Bill stoppte und erkundigte sich nach dem Friedhof. Man schaute uns schief an. Einer fragte, ohne seine Zigarre aus dem Mund zu nehmen. »Wen wollen Sie denn da besuchen?«

»Einen Bekannten.«

»Mitten in der Nacht?«

»Ja.« Bill lachte. »Ist zwar ungewöhnlich, aber wir haben es früher nicht geschafft. Oder spukt es auf dem Acker?«

»Das kann sein.«

»Wer geistert denn da herum?«

»Die Toten mögen keine Fremden.« Der Mann drehte sich um und ging einfach davon.

Wir fanden den Friedhof dennoch. Er lag nicht neben der Kirche, sondern außerhalb des Ortes, ziemlich einsam, von Bäumen und einer dichten Hecke umgeben, die sogar die Mauer geschluckt hatte.

Das alte Tor zeigte Rost, es stand aber offen.

Es war noch nicht dunkel geworden, als wir das Areal betraten.

Die Luft roch ungewöhnlich. In ihr vereinigten sich zahlreiche Düfte. Gras und Blumen bildeten ein Gemisch, das ich beim Einatmen regelrecht schmeckte.

»Fehlt nur noch der Dunst«, sagte Bill, »und die Atmosphäre ist fast perfekt.«

Ich gab keine Antwort und schaute mich um. Die langen Schatten hatten längst die Grabsteine überflutet. Sie lauerten zwischen den Bäumen, klebten zwischen den Sträuchern fest und überdeckten auch die Buschgrenzen. Das Gras wuchs auf den Wegen ziemlich hoch. Die Gräber selbst paßten sich dem Gelände an. Sie fielen kaum auf.

Bill hatte sich den Weg einigermaßen beschreiben lassen. Wir mußten dorthin gehen, wo die Natur noch dichter wuchs und die Gräber nicht so genau zu sehen waren.

Er schaufelte einige Zweige zur Seite und folgte dem Pfad bis zu einer Reihe von Gräbern, die zwar nebeneinander lagen, dennoch durch kleine Mauern voneinander getrennt waren.

»Hier muß es irgendwo sein.«

Ich hatte die Lampe hervorgeholt. Bei diesen Lichtverhältnissen war kaum etwas auszumachen.

Der Strahl wanderte als bleiches Etwas durch die Botanik. Da wir uns ruhig verhielten, wäre uns jedes verdächtige Geräusch sofort aufgefallen. Es tat sich nichts.

Der Kegel wanderte über, die Gräber, er huschte auch an den Steinen entlang, wo die Schrift entweder nur mühsam oder überhaupt nicht zu entziffern war.

»Welches Grab es sein könnte, hat sie dir nicht gesagt – oder?«

»Leider nein.«

»Das ist natürlich schlecht.« Ich leuchtete weiter – und bekam große Augen. Gleichzeitig hörte ich Bills gezischt ausgestoßenes Atmen und sah sein heftiges Nicken. »Okay, John, das muß es sein!«

Was uns so sicher machte, war nicht der Name auf dem Grabstein, den erkannten wir sowieso nicht. Es war das Grab selbst, das als rechteckiger Ausschnitt vor uns lag und aussah, als wäre es von einer wilden Kraft aufgewühlt worden…

***

Ich will nicht gerade sagen, daß wir wie die begossenen Pudel in der

Stille standen und uns nicht bewegten, aber überrascht waren wir beide. Auf Bills Gesicht hatte sich ein gelinder Schauer ausgebreitet, und ich spürte ihn ebenfalls.

»Tja, John, mir scheint, daß wir genau richtig sind.«

»Oder zu spät.«

Bill ging einen Schritt vor und betrat das Grab. Er wühlte seine Fußspitze dorthin, wo die Erde nicht mehr die normale Glätte zeigte, als wollte er sein Bein hineindrücken.

»Weich«, sagte er leise. »Das ist alles verflucht weich.«

Er schaute mich an. Seine Haut sah ungewöhnlich wächsern aus, als würde sie selbst einem Toten gehören. Die Lippen hoben sich ebenfalls kaum ab. Sein Blick war starr geworden. Ich sah, wie Bill schluckte.

»Soll ich dir sagen, John, was ich denke?«

»Ich kann es mir vorstellen.«

»Er ist aus dem Grab geklettert. Dieser Ricardo ist zurückgekehrt. Daran gibt es nichts zu rütteln.«

Ich runzelte die Stirn. »Noch gibt es keinen Beweis, alter Junge. Ein äußerlich aufgewühltes Grab ist nur ein Hinweis, mehr nicht.«

»Für mich ist es mehr.« Bill hielt sein Gesicht in den leichten Wind, der über den Totenacker wehte. »Viel mehr, John. Das ist eine Tatsache, ein Hinweis. Man will uns zeigen, was alles möglich ist. Hier sind Kräfte am Werk, die alles in die Hand genommen haben und dafür sorgen, damit ein gewisses Versprechen wahrgemacht wird. Deliah Courtain hat sich nicht grundlos an uns gewandt. Da liegt etwas in der Luft, John. Ich bin verdammt froh, daß wir heute abend noch hingefahren sind.« Er nickte sich selbst zu und verließ das Grab. »Willst du es dir nicht ansehen. Tritt darauf, und du wirst erkennen, daß ich dir keinen Bären aufgebunden habe, John. Versuche es.«

»Ich glaube dir ja. Nur bin ich nicht sicher, ob dieser Ricardo seine letzte Ruhestätte tatsächlich als Zombie verlassen hat. Es gibt immerhin auch andere Möglichkeiten. Man kann ihn ausgegraben haben, verstehst du? Jemand hat ihn aus dem Grab geholt, um gewisse Leute zu erschrecken. Das ist durchaus möglich.«

Bill zeigte bei seinem Grinsen die Zähne. »John, ich sehe das anders. Ricardo ist ein Zombie, ein untoter Killer und meinetwegen auch Rächer. Wir müssen ihn fangen.«

»So einfach wird man nicht zum Zombie, Bill. Es muß etwas dahinterstecken.«

»Wie meinst du das?«

»Nun ja, Ricardo hat sicherlich eine Vergangenheit gehabt, die in eine gewisse Richtung zielt.«

»Du denkst an eine dämonische?«

»Genau.«

»Da kannst du recht haben, nur kenne ich die Verhältnisse nicht so

deutlich.« Der Reporter schaute über den Friedhof hinweg, als könnte er dort, wo die Schatten besonders dicht lagen, die Lösung der Probleme entdecken. Aber da war nichts zu sehen. Die Dunkelheit blieb, und der Wind spielte mit Zweigen und Blättern. Er räusperte sich. »Verdammt noch mal, ich habe einen Geschmack im Hals, der mir überhaupt nicht gefällt. Der hängt mit diesen Vorgängen zusammen.«

»Gesetzt den Fall, Bill, die Leiche ist tatsächlich als Zombie zurückgekommen, dann wird sie auch ein Ziel haben. Welches?«

»Die Courtains.«

»Stimmt. Wo wohnen sie?«

»Einige Meilen entfernt, wo auch die Hochzeit stattfinden soll. Da wird dieser verdammte Zombie hinlaufen.«

Ich strich über mein Kinn. »Ein sehr weiter Weg, findest du nicht auch, Junge.«

»Er hat ja Zeit.«

»Und er könnte entdeckt werden. Ich frage mich nur, ob er allein ist oder ob noch etwas dahintersteckt. Hat er Helfer? Wenn ja, welche und wieviel?«

»Ich habe keine Ahnung, John. Wir sollten das alles auf uns zukommen lassen.«

Ich hatte mich gedreht und leuchtete mit dem Kegel der Lampe über den Weg, dessen Gras plattgetreten war. Auch Zombies hinterlassen Spuren, wenn sie gehen, die flogen nicht über die Landschaft hinweg. Ich entdeckte keine, als ich mich von der Grabstätte entfernte. Im Norden sah ich helle Blitze über den düsteren Himmel zucken. Dort war es zu einem Wetterleuchten gekommen.

Die Mücken tanzten, huschten an meinem Gesicht vorbei. Die Finsternis kam mir wie Watte vor. Die Luft war ungewöhnlich klar und rein.

Durch die Nase holte ich Luft und atmete den betörenden Duft der Pflanzen und faulig riechenden Blumen ein. Mein Körper war schweißbedeckt, das Herz schlug schneller, und ich geriet in einen übersensiblen Zustand, der schon einer Warnung gleichkam.

Etwas stimmte hier nicht, war anders geworden. Nicht äußerlich.

Vielmehr hatte ich den Eindruck, als würde jemand auf uns lauern.

Verstecke gab es schließlich genug.

Auch Bill war mein Zustand aufgefallen. »Was hast du, John?«

»Nicht viel. Ich könnte mir nur vorstellen, daß man uns aus sicherer Deckung unter Kontrolle halten kann.«

»Rechnest du damit, daß sich der Zombie hier aufhält?«

»Das weiß ich eben nicht.«

Der Reporter atmete tief aus. »Die Nacht möchte ich nicht unbedingt hier verbringen.«

»Brauchst du auch nicht. Wir werden wieder fahren und uns im Ort mal umhören.«

»Die Leute sagen nichts.«

Ich hob die Schultern und setzte mich mit langsamen Schritten in Bewegung. In den vergangenen Minuten hatte es der Wind geschafft, einen Teil des Himmels wolkenfrei zu machen, so daß der Mond sein Silberlicht verstreuen konnte. Irgendwie schaffte er es, dem Friedhof seinen eigenen Glanz zu verleihen. Eine etwas unheimliche Aura, wo sich Schatten und Glanz abwechselten.

Bill war rechts neben mir gegangen und bewegte bei jedem Schritt den Kopf. Plötzlich blieb er stehen, der Arm schnellte nach vorn.

»Da, John, da ist jemand!«

Auch ich blieb stehen, schaute in die Richtung, sah dort das Blitzen und wußte im gleichen Moment, was es war.

Mündungsfeuer!

Schon peitschten die Schüsse.

***

Wir handelten gleichzeitig und wie abgesprochen. Bill warf sich nach rechts, ich flog nach links, dem weichen Untergrund entgegen und tauchte in das mit Unkraut durchwachsene, hohe Gras, das trotz seiner Höhe nur einen notdürftigen Schutz bot.

Die heftigen Detonationen zerrissen die Stille des Friedhofs. Ich hörte die Kugeln nicht jaulen, aber das harte Klopfen, wie sie in den weichen Boden schlugen.

Der Schütze stand offen, denn ich sah ihn in der Drehbewegung.

Er lief sogar nach links, und als ich die Beretta freihatte, um zurückzuschießen, war er verschwunden.

Hineingetaucht in die Schatten, war er selbst zu einem geworden und nicht mehr zu sehen.

Die Echos waren verklungen. Ich hörte Bill keuchen und schimpfen. »Verdammt, das Blei hätte mir fast ein Loch in die Wade gestanzt. Dieses Schwein.«

»Bleib liegen, Bill.«

»Und ob ich das tun werde.«

So gut es ging, horchte ich in die Stille hinein, die von keinen Schritten unterbrochen wurde. Der Schütze hatte seinen Rückzug angetreten oder lauerte noch.

Die Feuchtigkeit des Erdbodens und das Gras vereinigten sich zu einem Geruch, der auch meine Nase kitzelte. Ein kleines Tier kroch über meine Lippen, ich pustete es weg, bevor ich behutsam den Kopf anhob und wieder nach vorn schaute.

Zu sehen war nichts.

Allmählich fing ich an, mich zu ärgern, aber auch gleichzeitig

nachzudenken. War es tatsächlich der Zombie gewesen, der auf uns gefeuert hatte?

Wenn ja, dann mußte er einen Helfer haben. Ich glaubte kaum, daß er mit einem Gewehr im Sarg begraben worden war. Den gleichen Gedankengang verfolgte auch Bill, denn er sprach mich flüsternd darauf an. »Kann auch sein, John, daß wir in ein Wespennest gestochen haben.«

»Hoffentlich nicht mit Untoten gefüllt.«

»Witzbold.«

Ich drückte mich hoch, stand aber noch nicht auf. Links von mir hatte ich einen halbrunden Schatten gesehen. Einen Busch, der wie eine Insel vor den Gräbern stand.

Auf ihn huschte ich geduckt zu, brach ein und war verschwunden!

Keine Kugel war auf mich gefeuert worden. Ich kam mir schon lächerlich vor, als ich mich herumdrehte und hinkniete.

Bill war aufgestanden. Auch auf ihn wurde nicht, geschossen. Der oder die Gegner schienen die ungastliche Stätte verlassen zu haben, was mich wiederum wunderte.

Was wollten sie? Uns nur warnen? Das kam mir nicht so vor, denn sie hatten gezielt auf uns gefeuert.

»Lange werde ich nicht mehr hier auf dem Acker bleiben«, sagte Bill und deutete in Richtung Ausgang. »Kommst du mit?«

»Ja.«

Wir waren kaum einige Yards gegangen, als wir ein Geräusch hörten, das überhaupt nicht in die Stille des Friedhofs hineinpaßte, uns jedoch kalten Schauer über die Rücken trieb.

Es war ein metallisch klingendes Hämmern, immer wieder von kurzen Pausen unterbrochen, als wäre jemand dabei, einen harten Gegenstand an einem Gatter oder Gitter entlangzuziehen.

»Hast du eine Erklärung, John?«

Ich hob die Schultern und konzentrierte mich auf das Geräusch. Es war dort entstanden, wo auch der Eingang lag, und er bestand aus einem Gittertor.

»Hatte dieser Ricardo nicht eine Klaue aus Eisen oder Stahl?« fragte ich leise.

Bill schrak zusammen. »Verdammt, du hast recht, John. Das kann es sein. Der befindet sich am Eingang und ist dabei, seine Stahlklaue über die Stäbe zu ziehen.«

»Genau.«

Bill gab ein Geräusch von sich, das schon einem Tier ähnelte. Ich lauschte weiter, bevor ich plötzlich losrannte, aber nach wenigen Schritten stehenblieb, denn das Geräusch verstummte so plötzlich, wie es aufgeklungen war.

Wir hörten auch kaum etwas, keine Schritte, nur später, als wir fast

den Ausgang erreicht hatten, da wurde ein Motor angelassen.

Wohin der Wagen fuhr, war leider nicht zu erkennen, denn es leuchteten keine Scheinwerfer.

Bill stand heben mir und hatte die Hände zu Fäusten geballt. »Ein Zombie, der Auto fährt. Was es nicht alles gibt.«

»Bist du dir sicher, daß es der Zombie gewesen ist?«

»Wer dann?«

»Er und ein Helfer.«

»Ja, das wird es wohl sein. Und das metallisch klingende Geräusch kann nur durch die verdammte Stahlklaue entstanden sein.« Bill schaute mich scharf an. »Da gibt es keine andere Möglichkeit.« Dann schimpfte er wieder. »Ich habe auch nicht genau mitbekommen, in welch eine Richtung dieser Lumpenhund gefahren ist.«

»Laß uns verschwinden, Bill. Hier haben wir sowieso nichts mehr verloren.«

»Und wo willst du hin?«

»Ich würde gern einige Erkundigungen einziehen. Es kann sein, daß die Dorfbewohner mehr wissen.«

»Die sagen nichts. Wahrscheinlich haben sie Angst davor, etwas Falsches zu erzählen, falls sie überhaupt etwas wissen. Aber das bleibt alles abzuwarten.«

Es passierte nichts mehr. Wir konnten den Friedhof unangefochten verlassen und blieben neben Bills Porsche stehen. Zugleich fielen uns die Reifenspuren auf, die nicht vom Porsche stammten.

»Hier sind sie hergefahren.« Bill bückte sich. Ich leuchtete mit der Lampe und sah, daß mein Freund den Kopf schüttelte. »Nein, ich kann nicht erkennen, zu welch einem Wagen die Reifen gehören könnten, jedenfalls zu keinem Truck.«

Er richtete sich wieder auf und bekam große Augen, denn sein Blick war auf die Motorhaube des Porsche gefallen. Ihr Lack sah nicht mehr so aus wie sonst. Er hatte Kratzer abbekommen. Ich hörte Bill wütend heulen und leuchtete gegen die Haube.

Was zunächst wie ein Wirrwarr aus Zeichen wirkte, entpuppte sich beim näheren Hinsehen als Botschaft. Das Gekritzel war in drei Reihen hinterlassen worden.

Bill las vor. »Ich bin wieder da – die Kralle.«

»Ein Zombie, der schreibt«, murmelte ich. »Wieder etwas Neues. Man lernt nie aus.«

»Du siehst das ganz locker, wie?« fauchte Bill. Meine Antwort hatte ihm nicht gefallen.

»Nein, ich wundere mich nur. Hier werden Gesetze über den Haufen geworfen. Wir müssen jedenfalls davon ausgehen, daß wir es mit mindestens zwei Personen zu tun haben, wobei eine der beiden ein Untoter ist. Mehr kann ich dir nicht sagen.«

»Ein Zombie, der einen Helfer hat.« Bills Gesicht vereiste. »Wer ist schon so blöd und hilft ihm. Außerdem ist es gefährlich. Zombies müssen töten.«

»Es gibt Ausnahmen.« Ich schaute auf die Uhr. »Los, laß uns endlich fahren!«

»Wohin? In den Ort?«

»Ja. Um diese Zeit sind die meisten Menschen noch auf den Beinen. Außerdem ist es zu heiß.«

»Meinen Segen hast du.« Bill faltete sich in das Fahrzeug und rief vom Autotelefon aus Sheila an, um ihr zu sagen, daß sich der Verdacht erhärtet hatte.

Was Sheila antwortete, konnte ich nicht verstehen, denn ich stand neben dem Fahrzeug und schaute über das dunkle flache Land dorthin, wo sich die Lichter häuften.

»Steig ein«, sagte Bill.

»Und?«

»Sheila ist natürlich besorgt. Sie wollte sofort Deliah anrufen, um ihr alles zu sagen.«

»Das halte ich zum gegebenen Zeitpunkt für einen Fehler.«

»Habe ich ihr auch gesagt. Sie will es sich überlegen.« Bill drehte den Zündschlüssel und startete.

Der Motor gab wieder seinen satten Sound ab. Eines stand fest.

Der Zombie und sein Helfer wußten jetzt, daß man ihnen auf den Fersen war. Wie sie sich entscheiden würden und ob sie bei ihren Plänen blieben, mußte die Zukunft zeigen.

Um es vorwegzunehmen, der Besuch im Ort brachte nichts. Niemand wußte etwas oder wollte etwas gewußt haben. Wir bekamen nicht einmal nähere Auskünfte über Ricardo.

»Das stinkt doch zum Himmel!« fluchte Bill, als wir wieder einstiegen.

»Wo willst du ansetzen?«

»Beim Brautpaar.« Ich gähnte.

»Aber nicht mehr heute, Alter. Morgen ist auch noch ein Tag.«

»Stimmt, und in drei Tagen ist die Hochzeit. Da soll das Blutfest stattfinden, wenn es nach der Kralle geht.«

Ich schnallte mich an. »Abwarten. Vielleicht haben wir bis zu dem Zeitpunkt schon zugeschlagen.«

»Rasend komisch.«

»Bist du anderer Meinung?«

Bill gab Gas und ließ den Porsche vorschießen. »Ja, verdammt, ich komme mir vor, als würde man uns regelrecht verarschen. Und das mag ich überhaupt nicht.«

Ich lachte. »Keine Sorge, Bill. Bisher haben wir immer zuletzt gelacht.«

Der Reporter runzelte die Stirn. »Weißt du, John, ich habe mal einen Film gesehen, der hieß ›Leichen pflastern seinen Weg‹. Hoffentlich wird das nicht zur Realität.«

»Was bist du so negativ, Junge?«

»Hast du es gern, wenn auf dich geschossen wird?«

»Nein.«

»Ich auch nicht.«

Der Ort lag hinter uns, wir rollten hinein in die Finsternis, die nur mehr vom Licht der beiden Scheinwerfer für ein kurzes Stück erhellt wurde.

Als ich auf die Uhr schaute, war Mitternacht soeben um zwei Minuten vorbei. Ein neuer Tag lag vor uns, der allerdings keinen Ansatz zu großem Optimismus zeigte.

Sehr schnell fuhr Bill nicht, obwohl die Strecke eben und frei war.

Seine Gedanken drehten sich immer noch um den hinter uns liegenden Fall. Ich hielt die Augen geschlossen und dachte ebenfalls nach.

Viel wußten wir nicht. Nur daß ein Toter aus dem Grab gestiegen war und eine Hochzeit auf seine Art und Weise vereiteln wollte.

Ricardo, der Mann mit der Klauenhand. Ein Zombie-Killer, eine Bestie, die wir stoppen mußten. Nur hatten die Götter vor den Erfolg den Schweiß gesetzt, der würde bestimmt noch in Strömen fließen, bevor wir einen Erfolg hatten.

»He, Alter, wach auf!«

»Was ist denn?«

»Hinter uns hängt jemand«, sagte Bill. Er schielte in den Außenspiegel.

Ich drehte mich um.

Tatsächlich fuhr ein Wagen auf der gleichen Strecke. Seine Scheinwerferkegel machten schon frühzeitig auf ihn aufmerksam! Das Fabrikat konnte ich nicht erkennen. Jedenfalls waren wir gewarnt.

Ich rutschte wieder höher und ließ den Wagen nicht aus den Augen. Im Außenspiegel konnte ich ihn sehen. Er befand sich auf der rechten Straßenhälfte, auf der Überholspur.

Bis zum Motorway hatten wir noch ein paar Meilen zu fahren. In der Ferne ahnten wir ihn. Er lief dort her, wo auch Lichter durch die Nacht huschten.

Der fremde Wagen holte auf. Bill fuhr nun zügiger, der andere aber zu schnell.

»Entweder«, sagte der Reporter, »hocken da ein paar Idioten hinter dem Steuer, die zuviel getrunken haben, oder der andere will etwas von uns.« Er grinste hart. »Na, dann komm schon, Mr. Zombie.«

»Soweit sind wir noch nicht.«

Bill gab die Antwort auf seine Art und Weise. Er verringerte das

Tempo.

Im Gegensatz zu uns hielt der andere Fahrer seine Geschwindigkeit bei. Deshalb holte er sehr schnell auf, blieb auf der rechten Spur, und wenn er überholte, würde es sehr knapp werden. Bill mußte schon bis dicht an den Straßenrand heran.

Plötzlich gab der fremde Fahrer noch einmal Gas. Und er wurde verdammt schnell. Der Wagen wuchs zu einer monsterhaften Größe heran, war einen Atemzug später mit uns auf gleicher Höhe, wurde abgebremst, daß die Reifen jaulten, und behielt das Tempo bei.

Rechts von uns fuhr er. Wenn ich etwas sehen wollte, mußte ich an Bill vorbeischauen.

Mein Freund hatte genug mit dem Porsche zu tun. Er bekam nicht so schnell mit, was geschah.

Bei dem anderen Fahrzeug – es war ein Mercedes – glitt die Scheibe auf der Beifahrerseite nach unten. Ich bekam nicht so schnell mit, was passierte, sah den hellen Flecken eines Gesichts und noch mehr.

Aus dem offenen Fenster stieß ein Arm hervor, der keine normale Hand besaß.

Die Stahlklaue glänzte matt, war gespreizt und jagte direkt auf das Porschefenster zu…

***

Die letzten Tage waren für Deliah Courtain einfach schrecklich gewesen. Noch nie zuvor in ihrem Leben hatte sie sich derart gefühlt, denn es war die Angst, die in ihr hockte und sie so fertigmachte.

Manchmal gelang es ihr, sich an den Tagen abzulenken, in der Nacht war dies nicht möglich, da potenzierte sich ihre Angst vor dem Kommenden. Sie hatte ihr zudem jegliche Freude und Sicherheit geraubt, und sie besaß einen Namen.

Ricardo!

Immer wenn sie an diesen Mann dachte, da hatte sie das Gefühl, als wäre eine Wolke über sie gekommen, die ihr bei jedem Atemzug in den Hals drang und als schwarzer Nebel ihre Seele umschlang.

Sie konnte kaum klar denken, immer wieder dachte sie an Ricardo, an seine Stimme und an dessen Anrufe.

Er würde kommen und sie töten. Er, der Tote, würde aus seinem Grab steigen und furchtbare Rache nehmen.

Ein Toter, der lebte, ein Zombie also!

Gab es so etwas? Deliah hatte sich den Kopf darüber zerbrochen.

Wenn sie mit anderen Menschen darüber sprach, schaute man sie nur mitleidig an, so hatte auch ihr Bräutigam reagiert. Für ihn war dieses Thema nicht existent.

Andere reagierten ähnlich. »Kümmere dich um deine Hochzeit«, hatte es geheißen. »Und denke vor allen Dingen nicht mehr an deine

Vergangenheit. Das ist vorbei.«

An die Vergangenheit aber dachte sie permanent. Sie konnte die Anrufe nicht vergessen, die flüsternde, raunende und auch gefährlich klingende Stimme. Der Anrufer war Ricardo gewesen und kein Stimmenimitator, das stand fest.

Aber Ricardo war tot, sie hatte selbst an seinem Begräbnis teilgenommen. Noch sehr oft sah sie sich weinend am Grab des Verlobten stehen und dabei zuschauend, wie der Sarg allmählich in die Tiefe glitt.

Einige Monate später hatte sie van Meeren kennengelernt, einen jungen Mann, der genau wußte, was er wollte. Er brauchte nicht mehr an seiner Karriere zu basteln, die lag vor ihm. Das Geld hatten seine Eltern miteingebracht, er wollte es nur noch vermehren, und van Meeren gehörte zu den Typen, die sich davor nicht bange machten.

Ein Realist, ein Yuppie, einer mit Ellenbogen. Deliah überlegte immer stärker, was sie damals an ihm fasziniert hatte. Vielleicht weil er so anders war als Ricardo.

Ricardo – das war ein Mann, der überhaupt nicht danach ging, wieviel jemand verdiente. Er kümmerte sich um andere Dinge. Um die Seele des Menschen, er wollte immer mehr wissen, dahinterschauen, die Dinge sehen, wie sie tatsächlich waren. Mit ihm hatte man über Probleme reden können, auch über die Phänomene des Jenseits oder über Gut und Böse, wobei er sich gerade von den negativen Dingen besonders fasziniert zeigte.

Ricardo hatte sie damals fasziniert. Es hatte sicherlich nicht nur an seinem weichen Gesicht gelegen oder den langen, dunklen Haaren, die einen schon fast mädchenhaften Schnitt aufwiesen. Ricardo konnte zuhören, und er hatte viel Verständnis für die Probleme anderer gehabt. Seine Hobbys galten als außergewöhnlich. Totenmagie hatte dazu gehört, fernöstliche Mystik oder die Kulte der afrikanischen Völker, Voodoo.

Daß er anstelle seiner rechten Hand eine Stahlklaue besaß, hatte ihn nie gestört. Deliah übrigens auch nicht, konnte diese Kunsthand aus Metall doch ebenso weich streicheln und angenehme Berührungen hinterlassen wie eine normale.

Das alles war ihr bekannt, daran mußte sie oft denken, und sie hatte damit begonnen, ihre beiden Männer zu vergleichen. Je intensiver sie sich damit beschäftigte, um so besser schnitt Ricardo bei ihr ab.

Bei ihm hatte sie menschliche Wärme verspürt, bei Prosper zählte nur das Geld, das Ansehen, die Schau in der Gesellschaft.

Als das Telefon läutete, schreckte Deliah zusammen. Sie schüttelte den Kopf, gerade so, als wäre sie aus einem tiefen Traum erwacht.

Erst nach dem fünften Läuten umfaßte sie den cremefarbenen Hörer und meldete sich mit weicher Stimme.

»Ah, du bist da, Kind!«

Deliah verdrehte die Augen. Ihre Mutter rief an, ausgerechnet.

Nicht daß sie etwas gegen sie gehabt hätte, aber es gab Augenblicke, da konnte sie ihre hektische Art nicht vertragen. So wie jetzt.

»Na, Kind, wie fühlst du dich so kurz vor der Hochzeit?«

»Ganz gut.«

Die Frau lachte schrill. »Das kann ich dir nicht glauben, Tochter, wirklich nicht.«

»Wieso?«

»Ganz einfach. Weil eine Braut normalerweise anders aussieht als du. Glücklicher, verstehst du?« Sie lachte wieder. »Wenn ich dich sehe, dann muß ich stets nur deine Trauermiene anschauen, die du aufgesetzt hast. Das gefällt mir nicht. So sieht keine Braut aus, Kind. Denk daran, wen du heiratest. Es ist Prosper van Meeren, ein Mann und eine Familie, die Einfluß hat.«

»Ja, ja, ich weiß, die van Meerens. Dir ist die Hochzeit doch wichtiger als mir.«

»Wie kannst du das sagen, Kind?«

»Das höre ich. Das ganze Theater, der Rummel, die Presse, die auch nie vergißt, die Mütter in den Mittelpunkt zu stellen. Ja, ja, ich kenne das Spiel.«

»Es gehört eben dazu, Deliah. Bitte, laß dir von deiner alten Mutter einen Rat geben. Sei ein wenig netter. Gib dich locker, zeig ihnen, daß du glücklich bist.«

»Wem?«

»Allen. Auch deinem zukünftigen Mann. Er hat sich schon bei mir beschwert, weil er sich darüber wunderte, wie wenig du doch aus dir herausgehst. Selbst ihm gegenüber gibst du dich kühl und abweisend. Nicht so, wie man es von einer glücklichen Braut erwartet.«

»Glücklich?«

»Ich hoffe doch, daß du es bist, Kind!«

»Nicht ganz, Mutter. Glücklich wäre ich mit Ricardo gewesen.«

»Aber der ist tot!« rief Mrs. Courtain. »Auch wenn diese… diese«, sie rang nach Worten, »komischen Dinge passiert sind. Ich weiß nicht, wer dieser Mensch ist, der dich mit seinen Anrufen belästigt, aber sollte er es noch einmal wagen, mußt du die Polizei einschalten, Deliah. Versprichst du mir das?«

»Sicher, Mutter, ich werde darüber nachdenken. Er hat mich ja in Ruhe gelassen.«

»Das will ich auch meinen.« Sie gab einen leisen Schrei von sich.

»Meine Güte, für mich wird es Zeit. Ich werde mich heute abend mit deinen zukünftigen Schwiegereltern treffen. Wir haben uns zum Dinner verabredet und müssen noch einiges besprechen. Morgen kommt ja Prosper von seiner Reise nach Rom zurück. Dann wird einer

Hochzeit bestimmt nichts mehr im Wege stehen.«

»Du hast wie immer recht, Mutter. Grüße Dad von mir.«

»Mach' ich Kind, mach' ich.« Sie legte auf, und Deliah schüttelte den Kopf. Manchmal ging ihr die Mutter sehr auf den Geist. Besonders in Situationen wie diesen.

Ihr Vater war da anders. Nüchterner und auch verständnisvoller.

Er hatte die Anrufe nicht auf die leichte Schulter genommen, auch wenn er seine Tochter gebeten hatte, Panik zu vermeiden und um Himmels willen dafür zu sorgen, daß nichts in die Öffentlichkeit drang. Man wollte das in der Familie regeln.

Die junge Frau schüttelte den Kopf. In der Familie, meine Güte, was bedeutete das schon. Viel hatte sie von ihrer Familie nicht gehabt. Die Eltern waren oft unterwegs gewesen. Als Tochter war sie ihnen stets hinterhergelaufen.

Deliah hatte die letzten Tage auf dem Landsitz der Familie verbracht, wo auch die Hochzeit stattfinden sollte. Lieber wäre sie in ihre Londoner Stadtwohnung gefahren, aber etwas hielt sie davon ab. Es war wie eine innere Stimme, die sie gewarnt hatte, und so blieb sie in dem großen, herrschaftlichen Haus, zusammen mit dem Personal.

Die schwarzhaarige Frau ging ans Fenster und schaute hinaus in den Park. Es war ein sehr großes Gelände, das das Haus umgab. Der alte Baumbestand wirkte gepflegt, der Rasen glatt wie ein Spiegel.

Für die richtige Pflege sorgte ein Gärtner.

Personal befand sich im Haus. Eine Köchin, der Gärtner und auch ein Butler, der so etwas wie ein Vertrauter Deliahs war. Sie kannte ihn von Kind auf. Damals war sie mit ihren Sorgen zu ihm gekommen, und auch als Erwachsene sprach sie darüber. Der Butler, er hieß George, gehörte zu den wenigen Personen, die Verständnis für sie hatten. Wahrscheinlich weil er ein normaler Mensch war und nicht in irgendwelchen Höhen schwebte wie ihre Mutter.

Ein sehr großes, mit alten Möbeln eingerichtetes Zimmer nannte sie ihr eigen. Hinzu kam ein Ankleideraum, ein geräumiges Bad und die Toilette extra.

Trotz dieses Platzes fühlte sich Deliah nicht sehr wohl. Sie hatte das Gefühl, einsam zu sein, denn es war niemand da, der ein Wort mit ihr sprach. Das Personal war beschäftigt, sie konnte es nicht stören, vor allen Dingen jetzt nicht, wo die Vorbereitungen zur Hochzeitsfeier liefen. Da hatte jeder alle Hände voll zu tun.

Sie schaute an sich herab und blickte auf das Leder der staubigen Reitstiefel. Vor einer halben Stunde war sie vom Ausritt zurückgekommen. Deliah ritt für ihr Leben gern. Auf dem Rücken des Pferdes spürte sie das Gefühl, das sie sehr bald vermissen würde – Freiheit.

»Heirate ihn nicht, ich bin noch da. Ich habe ältere Rechte!« So hatte

Ricardo flüsternd gesprochen und ihr die Angstschauer über den Rücken gejagt. Auch als sie daran dachte, spürte sie, wie ihr Herz schneller schlug. Aber die Hochzeit noch absagen?

Sie steckte voller Zweifel, überlegte hin und her, ohne zu einem Entschluß kommen zu können.

Im Park sah sie zwei Männer. Der eine war der Gärtner, den zweiten kannte sie nicht. Er war für einen Monat eingestellt worden, man mußte einfach mehr Personal haben, um für das große Fest alles auf Vordermann bringen zu können.

So war der Butler dabei, ebenfalls die fremden Personen einzuweisen und ihnen zu zeigen, was alles dazugehörte, um einen perfekten Ablauf zu gewährleisten.

Deliah schüttelte den Kopf. »Mist, verfluchter!« schimpfte sie und trat vom Fenster weg. »Mist, ich will nicht. Mir fällt hier alles auf den Kopf.«

Als wären ihre Worte draußen verstanden worden, drehte der Hilfsgärtner plötzlich den Kopf und schaute an der Fassade hoch.

Sein Gesicht war nicht zu erkennen. Er trug einen alten Hut, dessen Krempe weit nach unten gebogen war.

Grinste er? Hatte er sie gesehen? Wußte er etwas? Deliah zitterte.

In jedem Fremden glaubte sie, einen Feind zu sehen. Etwas ging hier nicht mit rechten Dingen zu.

Sie trat hastig zurück, wobei ihr einfiel, daß sie Senta, ihr Pferd, noch striegeln mußte. Sie hatte es nach dem Ausritt in aller Hast abgesattelt, aber nicht versorgt.

Wer ein Pferd besitzt, der hat gleichzeitig eine Verantwortung übernommen.

Von klein auf war es ihr eingehämmert worden, und danach hatte sie sich auch gerichtet.

Noch in Reitkleidung verließ Deliah das Zimmer. Die helle Bluse zeigte in den Achselhöhlen Schwitzflecken. Deliah war eine schöne, junge Frau. Sie erinnerte mit ihrem dichten, schwarzen Haar und der natürlichen Bräune ein wenig an die Tennisspielerin Sabatini, nur war Deliah Courtain drei Jahre älter.

Die Gänge im Haus boten wegen ihrer ungewöhnlichen Breite viel Platz. Sie kamen ihr einsam und leer vor, auch wenn Bilder an den Wänden hingen, Blumen aus hohen Bodenvasen schauten und einen frischen Sommerduft verbreiteten.

Draußen war es heiß. Selbst die Bäume konnten die Strahlen kaum dämpfen. Deliah hatte es während des Ausritts gemerkt und Senta doch sehr geschont.

Sie wollte das Haus durch einen Seiteneingang verlassen. Aus einer Tür, die zum Küchentrakt führte, kam George, der Butler. Er sah das Mädchen, blieb stehen und lächelte.

»Hallo, Deliah, wie geht es Ihnen?«
Sie schaute den schon älteren Mann an. Plötzlich hatte sie das Gefühl, weinen zu müssen. Im letzten Moment konnte sie es unterdrücken, nur die Mundwinkel zuckten. »Es… es geht so«, flüsterte sie.
George legte sein Gesicht in traurige Dackelfalten. »Wir kennen uns lange, Deliah. Was Sie mir da eben gesagt haben, klang nicht sehr optimistisch.«
»Das stimmt.«
»Sie empfinden keine Freude an Ihrer Hochzeit.«
»So ist es.«
»Tja…«, er hob die Schultern. »Ich kann Ihnen auch keinen Rat geben, Sie sind erwachsen, können selbst entscheiden, und da müssen Sie einfach durch.«
»Das stimmt.«
»Kann ich etwas für Sie tun?«
»Danke, das ist lieb, aber ich muß in den Stall und mich um Senta kümmern. Ich habe sie noch nicht abgerieben, eine kleine Todsünde für einen Reiter.«
»Da haben Sie recht. Bleiben Sie anschließend im Haus?«
»Natürlich.«
»Wann soll ich das Dinner…?«
»Überhaupt nicht, George. Wenn ich Hunger verspüre, komme ich in die Küche.«
Er lächelte. »Wie früher, Kind?«
»Ja!« rief sie und warf sich in seine Arme. »Wie früher.« Da konnte sie die Tränen nicht mehr zurückhalten. »Es ist alles so furchtbar, George. Ich weiß nicht mehr, was ich machen soll. Ich stecke in einer verflixten Klemme.«
Er streichelte ihre Schultern. »Vieles hat sich verändert. Sie sind nicht mehr das kleine Mädchen, das zu mir kam und mit mir über seine Probleme sprach.«
»Leider nicht.«
»Aber seien Sie versichert, Deliah, es wird schon alles gut werden. Daran glaube ich fest, und das sollten Sie auch tun, wenn ich Ihnen raten darf.«
»Hoffentlich.«
»Klar doch.«
Deliah löste sich von ihm, ging und schneuzte ihre Nase. George schaute ihr traurig nach. Ein armes Mädchen, trotz allem, dachte er.
Da fühlte er sich wohler.
Sie verließ das Haus und spürte die Sonnenstrahlen auf ihrem Gesicht. Im Haus war es kühler gewesen, die dicken Mauern hatten sehr viel abgehalten, doch auf dem Rasen breitete sich eine Insel der

Hitze aus. Erst bei den Ställen, wo das vorgezogene Dach Schatten spendete, war es kühler.

Drei Pferde waren in den nicht sehr hohen Bauten untergebracht worden. Deliah hörte das Schnauben der Tiere, was ihr überhaupt nicht gefiel. Wenn sie derartige Geräusche von sich geben, stimmte etwas nicht. Zudem stand die Tür ziemlich weit offen. Sie hatte sie aber beim Verlassen des Stalls geschlossen.

Trieb sich dort jemand herum?

Ihr Herz klopfte schneller. Seltsam, aber sie traute sich nicht, den Stall zu betreten.

Dann hörte sie Schritte. Hinter ihr waren sie aufgeklungen. Mit einem leisen Schrei auf den Lippen fuhr Deliah herum.

Nicht nur sie hatte sich erschreckt, auch der Aushilfsgärtner mit dem Schlapphut zuckte zusammen. Er war ein hagerer Mensch mit einem Gesicht, das in Kinnhöhe von einer breiten, roten Narbe entstellt wurde.

»Sorry, Miß, wenn ich Sie erschreckt habe. Ich… ich wollte es nicht.« Er schob den Hut zurück.

»Schon gut. Waren Sie im Stall?«

Im Gesicht des Helfers zuckte es. »Was sagen Sie da? Ich soll im Stall gewesen sein?«

»Richtig.«

»Nein, auf keinen Fall. Das ist nicht meine Aufgabe. Ich war… ich bin Gärtner.«

Deliah hob die Schultern. »Sie hätten trotzdem dort sein können. Zum Beispiel, um Wasser zu holen.«

»Da gibt es noch den Außenanschluß, den nehme ich immer. Lady.«

»Ja, ja, vergessen Sie es.«

»Kann ich jetzt gehen, Lady?«

»Sicher.«

Der Gehilfe schlich davon. Deliah drehte sich um und schaute ihm nach, wie der den Kopf nach vorn gedrückt und die Schultern hochgezogen hatte. Sie wußte auch nicht, weshalb, normalerweise trat sie Menschen vorurteilsfrei gegenüber oder versuchte es zumindest, aber in diesem Fall war es etwas anderes. Der neue Mann strömte etwas aus, das ihr persönlich Angst machte.

Vielleicht lag es auch daran, daß sie übernervös war und die Dinge anders sah.

Erst als der Helfer nicht mehr zu sehen war, betrat sie den Stall. Sie mochte das Halbdunkel und den typischen Geruch, der zwischen den Boxen und Wänden hing. Eine Mischung aus Pferdeschweiß, Heu und Sattelleder. Sogar das Summen der Fliegen unter der weißgekalkten Decke gehörte dazu.

Die Boxen lagen an der linken Seite und waren verriegelt. Über die

Ränder hinweg schauten die Köpfe der Tiere. Die drei Pferde kannten Deliah gut. Senta stand in der letzten Box. Bevor Deliah zu ihr ging, mußte sie die beiden anderen begrüßen.

Die Tiere waren nervös. Sie spürte das, zu lange schon gehörten sie zum Haus. Da kannte sie jede Reaktion. Das Schnauben und Wiehern hörte sich anders an als sonst. Aggressiver, auch ängstlicher. Als Deliah dem ersten Pferd einen Klaps gegen den Hals geben wollte, wich es wie vor einer Fremden zurück.

Das wunderte sie, und sie schüttelte den Kopf. Auch das zweite Tier wollte nicht auf die übliche Art und Weise begrüßt werden, von Senta war nichts zu sehen.

Kein Kopf schaute über den Türrand der dritten Box. Eine kalte, unsichtbare Faust bohrte sich langsam in Deliahs Magen und raubte ihr einen Teil der Luft.

Hinter ihrer Stirn hämmerten die Gedanken. Da ist was passiert!

Da ist was passiert…!

Sie blieb vor der Tür stehen, streckte den Arm aus, um sie aufzustoßen, als sie zuvor noch einen Blick zu Boden warf.

Da waren Fußabdrücke zu sehen, die nicht ihr gehörten, und sie führten im rechten Winkel auf die Boxtür zu.

Hatte Senta Besuch bekommen?

Deliah konnte nicht ewig davor stehenbleiben. Sie sah nur die Tür, die übrigen Geräusche nahm sie nicht wahr und öffnete ziemlich hastig, so daß ihr Blick in die Box fiel.

Sie war völlig normal eingerichtet. Die Trinkrinne, der Platz für das Futter und auch genügend Raum, damit sich das Pferd bewegen konnte. Aber es bewegte sich nicht mehr.

Es lag auf dem Boden. Und genau dort, wo sich sein Hals befand, breitete sich eine dampfende Blutlache aus, die an den Rändern eingetrocknet war.

Das Blut stammte von einer tiefen Halswunde. Sie sah aus, als wäre sie von einer Kralle gerissen worden…

***

Deliah Courtain stand unbeweglich und war auch nicht fähig, einen klaren Gedanken zu fassen. Alles, was sie hier erlebte, kam ihr wie im Traum vor, doch es war kein Traum. Senta, ihre Lieblingsstute, lag auf dem Boden, sie war tot, niemand würde sie mehr zurück in das Leben holen können.

Deliah schwitzte und fror zugleich. Die Angst und das Entsetzen hatten sich wie glühende Nadeln in ihren Körper gebohrt. Sie bekam kaum Luft. Wenn sie atmete, hörte es sich an, als würde sie röcheln und kurz vor dem Exitus stehen.

Die Box verschwamm vor ihren Augen. Sie hörte dabei das Summen

der über der Blutlache kreisenden Fliegen überlaut. Die Welt hatte sich für sie von einer Sekunde zur anderen verändert. Das Grauen war hineingerast und hatte ihr einen Schlag versetzt. Daß sie den Namen des Pferdes unter Tränen flüsterte, kam ihr nicht in den Sinn. Sie wankte irgendwann zurück, stieß gegen die Stallwand und schritt wie eine Schlafwandlerin dem Ausgang entgegen, noch immer das fürchterliche Bild vor Augen.

Weiß wie ein Laken war Deliah geworden. Die Füße konnte sie kaum hochheben, bei jedem Schritt schleifte sie mit den Sohlen über den Boden, und ihre Bewegungen wurden müder.

Als sie die Stalltür erreichte, mußte sie sich dort festhalten, doch es war kein guter Halt. Sie glaubte, daß er ihr entrissen würde und merkte nicht, daß sie es selbst war, die einfach nicht mehr die Kraft besaß, sich auf den Beinen zu halten.

Neben der Tür sackte sie zu Boden. Ihre Hand scheuerte dabei über das Holz, der Mund zuckte, die Augen waren weit geöffnet, der Boden drehte sich zu einem Trichter, der nur darauf wartete, sie verschlingen zu können.

Deliah raste hinein!

Es war wie ein Schlund, er schluckte sie, er wollte sie nicht mehr freigeben. Daß sie den Boden berührte, merkte sie nicht. Deliah wurde erst wieder wach, als etwas Kaltes durch ihr Gesicht fuhr und eine zischende Stimme nach Eis verlangte.

Da öffnete sie die Augen. Über ihr schwebte ballonartig das Gesicht des Butlers George. Sie konnte es nur durch einen Schleier erkennen, wobei sie gleichzeitig die Stimme der Köchin Cathy vernahm, die mit frischem Eis kam.

»So, hier ist der Beutel.«

Deliah schloß die Augen, als sie die Kälte auf ihrer Stirn spürte. Sie wollte wegfliegen, einfach hineinsacken, nichts mehr sehen und hören. Das Eis sorgte dafür, daß sie wieder zu sich kam.

Deliah öffnete die Augen. Noch immer sah sie das Gesicht des Butlers. Diesmal klarer. Auch Cathy entdeckte sie. Beide sahen sehr besorgt aus. Cathy fragte sogar, ob sie einen Arzt anrufen sollte.

»Nein, bitte nicht, ich komme schon allein zurecht. Es… es wird mir gleich besser gehen.«

»George fand sie neben der Stalltür.«

Deliah schluckte. Sie hob einen Arm und legte ihre flache Hand auf den Eisbeutel. »Hast du auch… hast du … es gesehen? Ich meine, das mit Senta …«

»Ja, das habe ich gesehen.«

In ihrem Kopf pochte es. »Dann… dann war es also kein Traum, wenn ich recht verstehe?«

»Nein.«

Sie schluchzte auf. »Senta ist tot, mein Gott, sie ist tot. Man hat ihr die Kehle aufgeschnitten, einfach so. Ich habe das Blut gesehen – es roch so schlimm.«

»Das weiß ich.«

Sie faßte George an. Mit ihren harten Nägeln umklammerte sie seinen Arm. »Wer, George? Wer kann das getan haben? Wer tötet ein Pferd, das so harmlos ist?«

»Ich weiß es nicht, Miß Deliah. Es tut mir so unendlich leid, aber ich habe niemanden gesehen.«

»Ja, George, ja. Aber die Wunde… haben Sie die Wunde gesehen? Hast du sie dir angeschaut?«

»Nicht so gründlich«, wich er aus.

»Aber ich. Ja, ich konnte sie sehen. Es war schrecklich. Mein Blick wurde von ihr magisch angezogen. Der Hals war offen, regelrecht offen. Als hätte eine Klaue Senta getötet, eine fürchterliche Waffe, verstehst du, George?«

»Nein!« erwiderte er wider besseres Wissen. Die Köchin hatte sich zurückgezogen und ein Kreuzzeichen geschlagen.

»Doch, du mußt es begreifen. Du willst es nur nicht zugeben. Ich sage dir etwas, George. Ricardo – es muß Ricardo gewesen sein. Nur er besitzt, eine derartige Hand, die schon eine gefährliche Waffe ist. Da kannst du sagen, was du willst.«

»Ricardo ist tot!«

Deliah schaute dem älteren Mann direkt ins Gesicht. »Bist du dir sicher, daß Ricardo tot ist?«

»Wir haben ihn selbst begraben.«

»Ahh, das ist kein Grund. Er hat mich angerufen. Er hat sein Grab verlassen, er kommt zurück, nein, er ist schon hier. Er hat Senta getötet, es war eine Warnung, denn er will nicht, daß ich Prosper heirate. Verstehst du, George, er will es nicht.« Sie redete jetzt schnell und hektisch.

Cathy bekam es bei diesen Worten mit der Angst zu tun. Sie schlug die Hände vor ihr Gesicht und hielt sich dabei noch die Ohren zu. Auf keinen Fall wollte sie mehr hören.

»Aber das ist doch Unsinn, Deliah. Sie sind überreizt, übernervös. Es wird am besten sein, wenn Sie sich Ruhe gönnen. Ich bringe Sie nach oben, dann können Sie sich hinlegen und werden irgendwann einschlafen. Glauben Sie mir, morgen wird alles anders aussehen.«

»Nein, nicht schlafen. Ich werde nicht schlafen können, George. Nicht in meinem Zustand.«

»Cathy gibt Ihnen eine Schlaftablette. Nur so können Sie Ruhe finden, meine Liebe.«

Cathy ließ Wasser in ein Glas fließen. Das Geräusch weckte Deliah. »Nein, bitte nicht. Ich will keine Tablette, versteht ihr? Ich will sie

nicht haben.«

»Aber Sie müssen schlafen.«

Deliah schleuderte den Eisbeutel von ihrer Stirn. »Ich werde auf mein Zimmer gehen.«

»Gut.« George nickte. »Dann lassen Sie es wenigstens zu, daß ich Sie begleite, Deliah. Soll ich Ihre Eltern in der Stadt anrufen? Sollen Sie kommen?«

»Nein, keiner soll kommen. Ich möchte allein bleiben oder bei euch sein – bitte.«

»Wie Sie wünschen, Deliah.«

Sie faßte nach der Hand des Butler. »Sag doch nicht immer Sie zu mir. Ich bin Deliah.«

»Man wünscht es so.«

»Aber nicht, wenn wir allein sind.«

George lächelte. »Mal sehen…«

Sie stand auf. Auf halber Strecke kippte sie zurück und schämte sich für das Lachen aus ihrem Mund. »Nicht so hastig, junge Lady«, sagte der Butler. »Wir werden gemeinsam etwas unternehmen.«

»Und was?« Jetzt saß sie wie ein kleines Kind auf dem Rand der alten Küchencouch. Wie früher, dachte sie, wie früher. Aber das Früher war vorbei – endgültig.

»Ich bringe dich in dein Zimmer. Dort kannst du dich besser ausruhen. Glaub es mir.« Der Butler zog sie an der rechten Hand hoch.

Deliah mußte sich noch immer gegen ihn lehnen. Manchmal drehten sich die Wände vor ihren Augen, aber sie bekam wieder klare Sicht, nachdem sie einige Male tief durchgeatmet hatte.

An der Tür spürte sie die Hand der Köchin auf ihrer Wange, die streichelnd in Richtung Hals fuhr.

»Kein Mitleid, Cathy, das alles habe ich mir selbst zuzuschreiben. Also kein Mitleid.«

»Ich wünsche dir Glück, Kind, mehr nicht.«

»Das hat mich verlassen.«

Und so etwas sagt sie vor der Hochzeit, dachte Cathy. Mein Gott, in welchen Zeiten leben wir. Sie schaute den beiden nach, wie sie durch den Gang schritten. George mußte das Mädchen stützen.

»Soll ich verschwinden, George?« Vor dem Lift, der nachträglich eingebaut worden war, blieben sie stehen. Nicht jeder Bewohner oder Gast wollte unbedingt die Treppen laufen.

»Wohin?«

»Einfach weglaufen.«

Die Tür öffnete sich. George schob Deliah in die Kabine. Die Wände waren mit Stofftapeten bespannt. Das Polster der Sitzbank besaß den gleichen Farbton. »Wohin denn?«

»Ich weiß es nicht.«

George lächelte. »Das wäre nicht gut. Man kann im Leben nicht davonlaufen. Du willst ihn nicht heiraten?«

»So ist es.«

George strich über seine Wangen, wo Falten Furchen hinterlassen hatten. »Das kann ich sogar verstehen, Kind, aber es wird schwer für dich sein. Wenn du tatsächlich fest entschlossen bist, solltest du die Gelegenheit beim Schopfe fassen.« Sie verließen den Lift, auf dem Gang redete der Butler weiter. »Aber was ist der Grund? Ich meine, es geht mich nichts an. Liebst du van Meeren nicht?«

»So ist es.«

»Dann mach Schluß, Kind.«

Sie lehnte sich neben der Zimmertür gegen die Wand. »Es ist nicht nur das. Ricardo spielt auch eine Rolle. Er ist nicht tot, George, er ist nicht tot.«

Der Butler stand hinter ihr. So konnte sie nicht sehen, wie er die Augen verdrehte. Er glaubte ihr nicht, es war unmöglich, ihren Worten zu folgen.

»Hast du nicht gehört, George? Er ist nicht tot!«

»Ja, das redest du dir ein. Oder wer hat es dir gesagt, Kind?«

»Er selbst, George, er selbst hat mir die entsprechenden Nachrichten gegeben. Schriftlich und mündlich. Möchtest du sie sehen? Soll ich sie dir zeigen?«

George drückte die Zimmertür auf. »Wenn du unbedingt willst«, erwiderte er nicht gerade überzeugt.

Darauf hatte Deliah gewartet. Sie hastete an ihm vorbei, riß die Schublade einer Kommode auf und holte drei Zettel hervor. »Das sind sie, George, das sind sie. Es ist seine Schrift, lies selbst.« Sie drückte ihm die Nachrichten zerknüllt in die Hand.

Dem Butler war nicht wohl bei der Sache. Um seinen Schützling nicht zu enttäuschen, faltete er die Zettel auseinander und fing an zu lesen. Deliah wartete vor ihm wie eine Fieberkranke. »Nun, was sagst du jetzt? Was ist dein Kommentar, George?«

»Nun ja.« Er strich über sein gescheiteltes, graues Haar. »Verwunderlich ist das schon.«

Sie riß ihm einen Zettel aus der Hand. Laut las sie den Text vor.

»Ich will nicht, daß du ihn heiratest. Ich komme zurück und hole dich. Keine Sorge, nicht alle Toten sind tot. Denk an unsere nächtlichen Gespräche.«

»Das ist es, George. Der letzte Satz hat es in sich. An die langen Nächte soll ich denken.«

»Darf ich fragen, um welche Gespräche es sich handelte?«

Deliah schaute ihn für einen Moment an. »Und ob du das wissen darfst, George, und ob.« Sie ging und schenkte sich einen Whisky ein. Der Butler lehnte ab.

Deliah trank zu hastig. An ihren Mundwinkeln rann die Flüssigkeit herab. Dann wischte sie Tränen aus den Augen. »In den Nächten wollte er mich mit Dingen bekanntmachen, über die man normalerweise nicht redet. Teufelsspuk, Magie, Voodoo und ähnliches. Ich habe zunächst gelacht, später war ich fasziniert. Ricardo besaß eine Überzeugungskraft, der ich nichts entgegensetzen konnte. Manchmal waren wir auch zu dritt. Da hatte er seinen Freund Dacros dabei.«

Der Butler nickte. »Ich sah ihn einmal. Der junge Mann war mir nicht besonders sympathisch.«

»Weshalb nicht, George?«

Der Butler hob die Schultern. »Weißt du, es gibt Menschen, die besitzen eine düstere Ausstrahlung. Dieser Dacros gehörte einfach dazu. Ich… ich spüre so etwas.«

»Herrlich, George, da bin ich nicht allein, die so gedacht hat. Auch ich mochte ihn nicht. Wenn er dabei war, hatte ich den Eindruck, meine Seele würde zusammengepreßt. Er schaute mich an und…«

Sie hob die Schultern. »Na ja, ich will nicht weiterreden. Jedenfalls bat ich Ricardo, ihn nicht mehr mitzunehmen. Er hat sich daran auch gehalten. Ich sah ihn nur bei der Beerdigung wieder, aber daran möchte ich nicht denken. Später habe ich nie mehr etwas von ihm gehört oder gesehen, glaube aber weiterhin, daß er aktiv ist.«

»Und den Part des Ricardo übernommen hat?« erkundigte sich der Butler. »Hat er die Nachrichten geschrieben, dich angerufen und sogar dein Pferd getötet?«

In den dunklen Augen der jungen Frau wurde es Winter. »Nein, George, nein, das war nicht Dacros. So gut kann er seine Stimme nicht verstellen. Es war schon Ricardo, der tote Ricardo.«

George rieb seine Handflächen gegeneinander trocken. Er fühlte sich unbehaglich. Das Gespräch war in einen Themenkreis hineingeraten, den er nicht mochte. »Ich komme da nicht mit. Raten kann ich dir nicht viel. Bitte, leg dich hin, ruh dich aus, es ist das beste für dich. Wenn du etwas brauchst, kannst du klingeln. Wir sind dann so schnell wie möglich bei dir. Auch Cathy ist besorgt.«

»Ja, ich weiß – danke.« Sie drehte sich um, nahm auf dem Bett Platz und zog die Reitstiefel aus, die sie in die Ecke warf. »Ich komme darüber nicht hinweg, ich habe Angst, verstehst du das? So eine verfluchte Furcht vor dem Kommenden.«

»Das kann ich mir denken.«

»Und was soll ich tun?«

»Wie gesagt – schlafen.«

Deliah lachte bitter. »Wenn das mal so einfach wäre«, flüsterte sie.

»Ich werde es wohl nicht können.«

George zog sich zur Tür. Dort blieb er noch einmal stehen. »Ich

werde nach dir schauen. Möchtest du noch etwas?«

Sie ließ sich bereits zurückfallen und vergrub die Hände unter ihrem schwarzen Haar. »Nein, nichts im Moment. Überhaupt nichts.«

George schloß die Tür. Er ließ seinen Schützling allein zurück, und Deliah spürte den Kloß im Hals. Sie starrte gegen die helle Decke und sah auch die Stuckränder an den Seiten. Ein normales Bild, doch wenn sie die Augen schloß, sah sie etwas anderes.

Da schob sich eine Szene in ihre Gedankenwelt hinein, die sie nur zu gut kannte.

Sie sah den Stall – das tote Pferd. Senta lag in ihrem Blut. Die Lache hatte unter dem Kopf einen großen Kreis gebildet, die Fliegen summten und schwirrten auch um die gebrochenen Augen des Tieres, das so treu gewesen war.

Sie mußte weinen. Senta war ein echter Freund gewesen. Das Tier hatte ihr mehr entgegengebracht als mancher Mensch. Dann fiel ihr Ricardo wieder ein, und sie erinnerte sich, daß sie sein Grab kaum besucht hatte. Sie hatte es zwar immer vorgehabt, es letztendlich dann vergessen oder es bewußt verdrängt.

Schlafen sollte sie, einfach schlafen. Wenn das so leicht gewesen wäre, bei ihrem aufgewühlten Inneren. Die Augen fielen ihr manchmal zu, nur für Sekunden, dann öffnete sie sie wieder und blickte zur Decke.

Sie atmete schwer, überlegte, ob sie noch was trinken sollte, als das Telefon summte.

Es stand in relativer Griffweite. Um den Hörer zu nehmen, mußte sie sich nur aufrichten.

Bestimmt ihre Mutter, die aus London einige Male am Tag anrief, um irgendwelchen Unsinn zu erzählen. Zumeist ging es um die Gäste und um die Klamotten, die angezogen werden mußten.

Deliah Courtain hob ab und kam nicht dazu, sich zu melden, denn der Anrufer lachte leise.

Sofort wußte sie, wer es war. Blitzartig strömte Schweiß aus den Poren und machte auch ihre Handfläche glatt. Fast wäre ihr der Hörer aus der Hand gefallen.

»Ricardo!« stieß sie hervor.

»Jawohl, Prinzessin, ich bin es…«

***

Seine Worte klangen dünn, so weit entfernt, als wären sie Lichtjahre auseinander. Aber Deliah wußte, daß es seine Stimme war und nicht die eines vorgeschickten Imitators.

Sie hatte sich wieder gelegt, um mehr Halt zu haben. Dennoch wünschte sie sich, den Boden als gewaltiges Loch zu sehen, das sie verschlang, sogar bis in die Hölle.

»Hörst du noch, Deliah?«

»J… ja …«

»Wie gut.« Er lachte leise. »Na, was macht dein neuer Mann? Wie geht es ihm und dir?«

Sie leckte über ihre Lippen und merkte, daß sie spröde waren. Sie dachte an alles andere, nur nicht an seine Stimme, und hörte nicht hin, was er sagte. Zudem schloß sie die Augen, doch das Bild war da, wie ein Dia, das immer wieder vor die Optik des Projektors geschoben wurde.

Das tote Pferd, das Blut, die Fliegen, der schlimme Geruch…

»Du hast es getötet«, sprach sie zunächst leise. Dann wiederholte sie die Worte rauher. Schließlich schrie sie den Satz hervor. »Ja, du hast sie getötet!«

»Wen?«

»Meine Stute, mein Pferd, meine Senta.« Hart umklammerte sie den Hörer. »Du hast ihm mit deiner verdammten Klaue die Kehle und den Hals aufgerissen, damit es elendig verblutete.« Deliah atmete heftig. Sie hatte es sagen müssen.

»Stimmt, Prinzessin. Ich habe das Pferd umgebracht!«

Nein! schrie es in ihr. Nein, warum sagst du denn nicht, daß du es nicht getan hast? Weshalb schleuderst du mir die ganze verfluchte Wahrheit an den Kopf – weshalb? Ihre Hoffnung zerbröselte wie eine Zuckerstange zwischen den ungeschickten Fingern eines Kindes. Er hatte es zugegeben, bestimmt tat es ihm nicht einmal leid, diesem Menschen…

»Du bist doch tot«, krächzte sie, obwohl sie eigentlich etwas anderes hatte sagen wollen. Der Satz kam ihr so lächerlich vor, einfach unrealistisch, völlig verkehrt.

»Auch Tote können leben!«

Sie lachte schrill. Mehr eine Reaktion der Verlegenheit. Mit der freien Hand strich sie Haarsträhnen aus der Stirn. »Das ist Wahnsinn, Ricardo! Tote sind tot, es gibt für sie kein Zurück mehr. Verstehst du das?«

»Denk an unsere nächtlichen Gespräche. Ich habe dir viel berichtet, vielleicht nicht genug. Und ich habe dir gesagt, daß ich immer auf dich achtgeben werde, sollte ich einmal nicht mehr sein. Das hast du doch nicht vergessen – oder?«

»Nein, nicht.«

»Aber du hast nicht daran geglaubt?«

»So ist es.«

»Jetzt erfährst du das Gegenteil. Ich will nicht, daß du ihn heiratest, nicht diesen Spinner. Wir wollten doch heiraten! Du sollst mir gehören, du wirst mir gehören, Prinzessin.«

»Du bist verrückt, Ricardo.« Sie unterbrach ihn mitten im Satz.

»Du… du mußt verrückt sein.«
»Nach dir.«
»Ich… ich habe dich begraben! Ich war dabei, wie dein Sarg in das Grab hinabgelassen wurde. Es gibt nichts mehr daran zu zweifeln. Du kannst nicht zurückkehren. Du bist …« Sie holte tief Luft, die nächsten Worte sollten hart werden. »Du bist längst vermodert. Du bestehst aus Knochen und alten Hautfetzen, aus mehr nicht, Ricardo. Du kannst nicht mehr zurückkehren.«
»Dein Pferd ist tot.«
»Ich weiß, ja, ich weiß. Aber das warst nicht du.«
»Woher willst du das wissen?«
»Weil es nicht geht, zum Henker! Und laß mich…« Sie holte saugend Luft. »Laß mich in Ruhe!«
»Wir werden uns sehen, Prinzessin. Es gibt keine Hochzeit, nur Blut, verstehst du? Nur Blut…«
Deliah Courtain konnte nicht mehr. Sie wuchtete den Hörer zurück. Dabei erwischte sie auch den Apparat, der soviel Schwung bekam, daß er zu Boden fiel. Sie hob ihn nicht einmal auf.
Schreien, weinen, toben, fluchen, Depressionen bekommen, sich aus dem Fenster stürzen, das alles kam bei ihr zusammen und flutete wie eine gewaltige Woge durch ihren Kopf.
Nichts davon blieb.
Statt dessen lag sie auf dem Bett, gebadet in Schweiß, atmete pumpend und dachte an das Versprechen des Toten, der ihr erklärt hatte, zurückkommen zu wollen.
Als lebender Toter, als Leiche, als Zombie…
Deliah richtete sich auf. Im Sitzen wartete sie ab, bis sich der Schwindel gelegt hatte. Dann stand sie auf und schlich dorthin, wo hinter der Tür das Bad lag.
Sie brauchte jetzt eine Dusche. Nicht nur körperlich fühlte sie sich beschmutzt, auch seelisch. Alles war so schrecklich, so unerträglich geworden, ein Leben, das man am besten zur Seite schob.
Deliah bekam kaum mit, daß sie sich duschte. Erst als der Schaum in ihre Augen biß, wurde ihr bewußt, daß sie unter den Wasserstrahlen stand.
Wenig später taumelte sie aus der Kabine, noch immer abgefüllt mit fürchterlichen Gedanken.
Sie sah sich im Spiegel. Der Magen revoltierte, dann beugte sie sich über das Waschbecken, um sich zu übergeben.
Irgendwann taumelte sie zurück in ihr Zimmer. Nackt und an den Beinen noch naß.
Und wieder summte der Apparat. Es war für sie furchtbar. Sie hob ab und meldete sich mit einem Keuchen. Wieder traf sie der harte Eiszapfen in der Magengrube.

»Ich habe noch etwas vergessen, Prinzessin. Du hast einen Fehler begangen und hättest keine anderen Personen in deine private Sache mit hineinziehen sollen. Pech für sie, denn auch sie werden sterben. Noch in der kommenden Nacht verlieren sie ihr Leben. Danach komme ich und kümmere mich um dich. Bis bald, Prinzessin…«

Diesmal schleuderte Deliah das Telefon gegen die Wand, bevor sie sich auf ihr Bett warf und das Gesicht in den Kissen vergrub…

***

»Bill, paß auf, verdammt!«

Ich hatte die Warnung kaum geschrien, als es passierte. Eine kurze Bewegung hinter der Seitenscheibe des Mercedes. Im nächsten Augenblick zersplitterte die Scheibe. Der Fahrtwind fegte die einzelnen Stücke weg wie Schneeflocken, aber die Klaue hatte freie Bahn. Sie bildete die Verlängerung eines Arms, und sie war so lang, daß sie auch unseren Wagen erwischen konnte.

Vier Finger und ein Daumen zielten auf das Fenster des Porsche, dessen Scheibe nicht aus Panzerglas bestand. Sie wurde zerstört. Bill tauchte zur Seite. Die Klaue glitt ein Stück höher und verhakte sich am Rand, während beide Wagen fast aneinandergekettet mit der gleichen Geschwindigkeit weiterrasten.

Es war die Hölle.

Und der Teufel trug in diesem Fall eine stählerne Klauenhand.

Auch sein dunkles Haar zerwühlte der Wind. Darunter sah ich ein scharf geschnittenes Gesicht, ebenfalls dunkle Augen, einen verzogenen Mund und die Wut auf dem Gesicht.

Bill lenkte in seiner schrägen Haltung. Die Spitzen der Klaue waren nach oben gebogen und hatten sich derart stark im Türrahmen verhakt, daß sie schon das Blech bogen.

Ich zog meine Waffe. Wenn es eine Chance zur Flucht gab, mußte ich an Bill vorbeischießen und den anderen treffen. Noch befanden wir uns auf der Fahrbahn, auf die Dauer gesehen war sie für zwei Autos zu eng. Wer den Mercedes fuhr, konnte ich nicht erkennen.

Bill hatte Mühe mit der Lenkung. Er sah, daß ich die Waffe zog und drückte sich noch weiter zurück. »Schieß, John!« keuchte er.

»Jag ihm das Silber in den Schädel!«

Da zog der andere die Hand zurück. Gleichzeitig bremste der Fahrer des Mercedes ab.

Wir behielten unser Tempo und schossen an der dunklen Limousine vorbei, die wir sehr schnell hinter uns gelassen hatten. Bill hatte das Lenkrad etwas verzogen und schoß auf die rechte Fahrbahnseite zu. Bevor der Porsche in das Gelände katapultiert werden konnte, riß er das Steuer wieder herum und bekam sein Fahrzeug in die Spur.

Ich hatte mich gedreht, schaute zurück, sah den anderen Wagen

nicht mehr. Wahrscheinlich hatte der Fahrer die Scheinwerfer gelöscht und lauerte in der Dunkelheit.

Bill ließ seinen Porsche nicht ganz ausrollen. Noch mit langsamer Fahrt versuchte er ein Wendemanöver, was auch in meinem Sinne war, denn ich wollte die beiden stellen.

Die Reifen gaben jaulende Laute von sich, als sie über den Asphalt schmierten. Noch in der Kurve schaltete mein Freund das Fernlicht ein, das die lange Gerade aus der Finsternis hervorriß. Sie stachen ins Leere.

Der Mercedes hatte das Weite gesucht. »Shit!« keuchte Bill. Wir rollten den Weg zurück. Ungefähr dort, wo die Spuren besonders dunkel auf dem Asphalt glänzten, war es fast zu einer Kollision gekommen. Da stoppte der Reporter auch.

Ich tauchte aus dem Flitzer, hatte die Waffe gezogen, sah aber kein Ziel.

Dafür etwas anderes. Die schmale Einfahrt eines Feldwegs sah aus wie ein starrer, dunkler Arm. Auf dem weichen Boden zeigten sich zudem frische Reifenabdrücke.

Jetzt wußten wir, welchen Weg der Mercedes genommen hatte.

Bill drehte den Porsche so, daß sein Fernlicht den schmalen Feldweg ausleuchten konnte.

Es versickerte, der Mercedes war verschwunden. Ihm genügte bereits ein Vorsprung von einer halben Minute.

Auch Bill hatte den Porsche verlassen. Nebeneinander standen wir und schauten den Fluchtweg entlang.

»Und? Sollen wir ihn verfolgen?«

»Hat es Sinn?«

»Du bist der Polizist, John.«

»Ja, das weiß ich, und ich sehe keine Chance, den Mercedes so schnell zu fassen.«

Bill zündete sich eine Zigarette an und stieß den Rauch in die warme Nachtluft. »Wer, zum Teufel, hat den Wagen gefahren, John? Sag es, verflixt!«

»Keine Ahnung, aber der andere, der die Scheiben zerstört hat, muß Ricardo gewesen sein.«

»Ein Zombie?«

Ich nickte.

»Die habe ich anders in Erinnerung. Das hier war kein tumber Untoter, John, nein, das war er nicht. Der wirkte auf mich, als würde er leben, nachdenken und handeln können. Das ist eine besondere Art von Zombies oder lebender Leiche.«

»Angepaßter?«

Ich winkte ab. »Hör auf, es ist sinnlos, darüber zu diskutieren. Wir müssen etwas unternehmen.«

Bill hob die Schultern. »Gib es auf, oder fang nicht erst an. Der ist uns entwischt.«

Ich setzte einen nachdenklichen Gesichtsausdruck auf. »Ja, entwischt, du hast recht. Kann es denn sein, daß er ein bestimmtes Ziel hat? Ich glaube nicht, daß er einfach durch die Gegend fährt und die Nacht genießen will.«

»Richtig, wo würdest du suchen?«

»Es ist einfach, Bill. Es ist so verflucht einfach, auch wenn es mir nicht in den Schädel will oder ich mich weigere.« Bill warf die Kippe zu Boden und trat sie aus. »Deliah Courtain, alter Freund. Sie ist das Bindeglied.«

Bill hob die Augenbrauen. »Ja, sie ist es, und es ist auch nach Mitternacht.«

»So etwas dürfte keine Rolle spielen. Ich frage mich nur, ob sie uns einläßt, dich kennt sie doch.«

»Flüchtig.«

»Keine Ausreden, Bill. Wir müssen zu ihr. Und weit ist es auch nicht.«

»Glaubst du denn, daß wir dort jemand treffen?«

Ich schielte Bill von der Seite an. »Einen? Bestimmt zwei Typen, mein Lieber.« Ich hörte anschließend, wie der Reporter über die zerstörte Seitenscheibe fluchte.

»Besser die als wir«, sagte ich.

»Stimmt auch wieder…«

***

Rom lag hinter ihm und damit eine verdammt heiße Zeit, die zwar zu 98 Prozent geschäftlich genutzt worden war, aber die letzten beiden Prozente hatten es in sich gehabt.

Das war ein Hammer gewesen. Die Geschäftspartner hatten Prosper van Meeren in einen Club geführt, der so geheim war, daß er nur unter einem Kürzel lief. Namen wurden nicht genannt, was sehr wichtig war, denn die Herren Manager und Politiker wollten auch einen Platz haben, wo man nicht gestört wurde.

Van Meeren hatte es als eine Ehre angesehen, die letzte Nacht dort zu einem Großteil verbringen zu können und hatte es genossen.

Später war er in sein Hotel, ins *Hassler*, zurückgekehrt, hatte dort noch drei Stunden geschlafen und sich anschließend zum Flughafen bringen lassen, wo die Maschine über Frankfurt nach London sogar pünktlich startete.

Im Clipper hatte er geschlafen, verfolgt von herrlichen Träumen, aus denen sich noch immer die Gesichter der Schönen hervorschälten, die ihn in der Nacht verwöhnt hatten.

In London würde alles anders sein. Da wartete Deliah auf ihn und drei Tage später die Hochzeit.

Noch war er Junggeselle, und van Meeren dachte daran, wieder nach Rom zu düsen, denn die Kontakte mit den italienischen Geschäftsfreunden konnten nicht eng genug sein.

Er hörte und sah nichts. Erst als die Stewardeß den hochgewachsenen, etwas schlaksigen Mann mit dem blonden, gelbgestärkten und glatt zurückgekämmten Haaren anstieß, erwachte er aus dem tiefen Schlaf und schaute in das lächelnde Gesicht der Stewardeß. »Bin ich noch in Rom bei meinen kleinen Freundinnen?«

»Nein, über dem Kanal.«

Van Meeren verzog die etwas dicken Lippen, die nicht zu seiner straffen Haut passen wollten. »Oh, wie unromantisch.«

»Sie müssen sich anschnallen, Signore.«

»Ja, natürlich, danke.«

»Bitte.« Die Kleine verschwand lächelnd.

Die Maschine war nicht bis auf den letzten Platz ausgebucht. Van Meeren schaute aus dem Fenster. Er flog natürlich erster Klasse.

Zeitschriften lagen neben ihm auf dem leeren Sitz.

London ohne Nebel zu sehen, gefiel ihm. Doch ein Dunst lag nach wie vor über der Stadt. Als er die fahle Scheibe der Sonne sah, konnte er sich vorstellen, welch ein Wetter herrschte.

Schwül, feucht, drückend…

Die Landung klappte wunderbar. Als einer der letzten verließ er den Clipper.

Heathrow verschlang ihn. Dieser Moloch verschluckte jeden Passagier. Er war schlimm, wurde immer schlimmer, der Betrieb war nichts für sensible Menschen, die oft genug unsicher und mit ratlosen Gesichtern durch die Gänge hasteten, mit Rolltreppen fuhren und nicht wußten, wo sie hingehörten.

Van Meeren wußte es, denn auf ihm wartete Franz, der deutsche Chauffeur. Er stand wie eine Säule hinter der Paßkontrolle und verzog nicht einmal den Mund. Erst als er seinen Chef sah, nickte er und deutete ein Lächeln an.

Fünf Minuten später begrüßten sich die beiden Männer. »So«, sagte van Meeren, »dann mal los.«

»Sir, ich muß Sie zu den Courtains fahren.«

Er blieb stehen. »Wieso?«

»Nicht zu Ihrer Braut. Mrs. Courtain möchte gern mit Ihnen sprechen. Es soll sehr wichtig sein, weil es eben um Ihre Braut geht. Mehr weiß ich leider nicht.«

Van Meeren war sauer. »Verfluchte Inzucht, ausgerechnet jetzt. Was will sie denn?«

»Sir, wie gesagt…«

»Ja, schon gut, Franz. Fahren Sie mich hin. Und wo wartet die Holde auf mich?«

»Im Stadthaus.«
»Na ja, gut. Da kann ich mich vielleicht duschen und den Anzug wechseln.«
»Soll ich warten, Sir?«
»Nein, fahren Sie mal. Bei der Tante weiß man nie, wie lange das Gespräch dauert. Meist redet ja sie, aber was tut man nicht alles, um einen guten Draht zur Schwiegermutter zu bekommen?« Am liebsten hätte er ihr den Hals umgedreht, das wiederum sagte er seinem Fahrer natürlich nicht. Auch die waren nicht wasserdicht.
Van Meeren rauchte im Wagen und dachte wieder an die heiße Nacht in Rom. Hoffentlich hatten seine Geschäftspartner dichtgehalten und nichts durchgegeben. Er mußte Deliah heiraten, allein der gute Name war es wert, das wußten auch die Italiener. Mit diesem Bewußtsein aufgepeppt, ließ er sich von seiner zukünftigen Schwiegermutter umarmen und auch bedauern, weil er kurz vor der Hochzeit eine Reise hatte hinter sich bringen müssen.
»Dabei hat Deliah gewartet, mein Sohn.« Das sagte die aufgetakelte Tante mit den grauvioletten Haaren jetzt schon. Manchmal erinnerte sie ihn an eine vergessene Person aus victorianischen Zeiten.
Diese Frauen hatte er nie gemocht. Ausgerechnet so eine wurde nun seine Schwiegermutter.
»Es tut mir auch leid«, sagte er, »ich habe ihr angeboten, mit mir zu reisen. Sie wollte nicht.«
»Es ging auch schlecht. So kurz vor der Hochzeit hat man andere Dinge im Kopf. Möchtest du etwas trinken?«
Er schaute auf das grüne Paillettenkleid, das bei jeder Bewegung schimmerte. »Ja, einen kleinen Schluck.«
Er bekam seinen Lieblingswhisky. Danach redete nur Mrs. Courtain oder Madame, wie sie sich gern nennen ließ. Sie jammerte ihm die Ohren voll, doch es ging nicht um sie oder ihr Leiden, das bekam ihr Mann immer zu hören, diesmal ging es um ihre Tochter.
Van Meeren erfuhr, daß sich seine Braut schlecht fühlte. Sie war nervlich am Ende, sie mußte einem Druck ausgesetzt gewesen sein.
»Und weshalb?«
»Ich weiß es nicht, mein Sohn.« Sie legte eine Hand auf van Meerens Knie. Er lächelte sogar und bewunderte sich selbst. »Ich möchte dich bitten, zu ihr zu fahren.«
»Jetzt?«
Der Blick bekam etwas Dackelhaftes. »Ja, wenn es dir nichts ausmacht, mein Sohn.«
Van Meeren verzog den Mund. »Im Prinzip nicht, nur bin ich etwas gestreßt.«
»Das kann ich mir denken.«
»Hat das nicht bis morgen Zeit? Da wollte ich sowieso…«

Das Dackelhafte in ihren Augen verstärkte sich. »Bitte, Prosper, ich mache mir Sorgen um Deliah.«

Er nickte. »Okay, ich werde fahren, aber etwas Zeit brauche ich noch. Ich werde wohl in der Nacht erst eintreffen, weil ich noch zu meinem Vater fahren muß, um ihn über die Romreise zu informieren. Er wartete auf mich.«

»Mit ihm habe ich schon geredet.«

»Und?« Seine Augen funkelten. Er ärgerte sich, daß die Frau sich in seine Angelegenheiten einmischte.

»Er hat Verständnis dafür gezeigt, daß du etwas später zu ihm kommst. Du brauchst dir keine Vorwürfe zu machen, mein Sohn. Es geht alles seinen rechten Weg.«

»Wie nett.«

»Ja, nicht?« Den Sarkasmus in seiner Stimme hatte sie nicht gehört.

»Möchtest du noch einen Schluck?«

»Nein, danke, ich muß jetzt fahren. Wir sehen uns dann morgen auf Courtain Manor.«

»Genau.«

Er war froh, die parfümdurchwehten Räume der Wohnung verlassen zu können.

Sein Vater wartete auf ihn und freute sich darüber, daß die Geschäfte mit Italien so gut gelaufen waren.

»Dann werden wir unseren Umsatz steigern können.«

»Es sieht so aus, Dad.«

»Und was machst du nun?«

»Ich fahre in meine Wohnung, lege mich aufs Ohr und rausche rüber nach Courtain Manor.«

»Jetzt schon?«

»Die Alte wollte es so.«

Van Meeren senior grinste. »Sprich nicht so despektierlich von deiner Schwiegermutter. Denke immer daran, welch einen Einfluß sie besitzt. Der tut uns gut.«

»Das habe ich in Italien gemerkt. Zum Glück ist Deliah eine Schönheit, da kann man die Alte vergessen. Ich glaube auch nicht, daß sie einmal so wird.« Er schnappte seine Jacke und hängte sie lässig über die Schultern. »Wir sehen uns morgen.«

»Klar, Junge, aber reiß dich zusammen.«

Prosper strich sein gegeltes Haar noch glatter. »Wie meinst du das denn, Dad?«

»Nur so.«

Der Jüngere lachte. »Okay, nur so.«

Dann ging er. Mit einem Taxi fuhr er bis zu seiner Wohnung, die in einem teuren Apartmentblock lag, im Osten von London, wo es früher einmal Hafenanlagen und Docks gegeben hatte sowie die Wohnhäuser,

in denen die Arbeiter lebten. Die waren nicht mehr vorhanden. Statt dessen »verkam« die Gegend immer mehr zum Yuppie-Viertel. Wer hier wohnte, wählte Maggie, die Eisenhafte und setzte auf Karriere.

In der Wohnung angekommen, mixte er sich einen Drink und nahm das Glas mit in die Badewanne. Eine Zigarette gehörte auch dazu und viel, viel Schaum, der die beinahe whirlpoolgroße Wanne ausfüllte. An den Seiten quoll sie bereits über.

In der Wanne ging es ihm besser. Er überlegte auch nicht, schlief irgendwann ein und erwachte, als ihm kalt wurde und das Eis im noch halbvollen Glas längst geschmolzen war.

Noch immer müde verließ er das Wasser, hüllte sich in den weißen Bademantel, haute sich aufs Bett und schlief wieder ein. Erst gegen Abend erwachte er.

Van Meeren erinnerte sich an das Versprechen seiner zukünftigen Schwiegermutter gegenüber und fluchte ausgiebig, bevor er sich landfein machte, den teuren Kiton-Blazer überstreifte und die cremefarbene Hose dazu anzog. Auf eine Krawatte verzichtete er, das schwarze Seidenhemd ließ er drei Knöpfe offen.

Auch das Gel ließ er im Bad stehen. Er kämmte die Haare mit den Fingern hoch, sah sein Gesicht im Spiegel und war der Meinung, daß er mit seinen dreißig Jahren noch nicht so verlebt aussah wie andere. Allerdings mußte er sich die Tränensäcke unter den Augen wegdenken.

Van Meeren fuhr einen Ferrari, wenigstens im Sommer und bei schneefreien Straßen. Mit dem gelbrot lackierten Flitzer fiel er auf, das wollte er auch, die Leute sollten sehen, daß es ihm gutging.

In London war einiges los. Van Meeren blieb noch in einem In-Lokal hängen, bevor er es schließlich schaffte, den Weg zum Motorway einzuschlagen.

Dort drehte er auf.

Der Ferrari entwickelte sich zur Rakete. Er scheuchte von der Bahn, was wegzuscheuchen war. Zudem hatte van Meeren Glück, Polizisten ließen sich nicht blicken. Sie spielten vielleicht Karten und starrten in die Glotze.

Ihm kam es entgegen.

Frauen und Autos, dazu ein paar schicke Geschäfte machen, ansonsten leben, das war es. Nur die Heirat paßte ihm nicht so recht, aber sie tat dem Geschäft gut. Für immer brauchte er ja nicht an einer Frau zu kleben. Sein Job ermöglichte ihm Freiraum genug.

Er dachte daran und malte sich gewisse Dinge für die nähere Zukunft aus. Dabei war er so in seine Gedanken vertieft, daß er fast die Ausfahrt verpaßt hätte. Im letzten Moment zog er den Wagen herum und schlitterte in die kurvige Strecke hinein.

Die Scheinwerfer warfen einen hellen Tunnel in die Schwärze der

Nacht.

Den Weg zum Landhaus kannte er im Schlaf, oft genug war er ihn schließlich gefahren. Durch eine verflucht einsame Gegend, die ihm nicht paßte. Da wollte er nicht einmal tot über dem Zaun hängen.

Ein fröhliches Gesicht machte van Meeren nicht. Er freute sich auch nicht auf sein Ziel, und das Gesicht zog sich noch mehr zusammen, als im Licht der Scheinwerfer mitten auf der Straße ein schrägstehender Gegenstand erschien, der ihn fatal an einen Wagen erinnerte. Es war ein dunkler Mercedes, der hier Hindernis spielte.

Van Meeren mußte vom Gas. Normalerweise wäre er an dem Hindernis vorbeigehuscht. Das klappte hier nicht, weil der Wagen einfach zu breit war und kaum Zwischenraum oder Lücken freiließ.

Der junge Mann bremste stotternd, er wollte eine Vollbremsung vermeiden. Möglicherweise begriff der Mercedes-Fahrer ihn und verschwand.

Das dunkle Fahrzeug blieb stehen, und van Meeren stoppte. Er hätte vor Wut heulen und fluchen können, als er sich aus dem Ferrari schälte. Dennoch verlor er seine Vorsicht nicht. Der Blick in die Runde ließ ihn nichts Verdächtiges sehen, aber aus dem Schatten des linken Kotflügels erschien eine männliche Gestalt, die wohl unter dem Mercedes nachgeschaut hatte. Der Kerl hielt eine Taschenlampe fest, zuckte die Schultern und schüttelte den Kopf, als er auf van Meeren zuging.

»Probleme?«

»Ja, Mister. Er will es nicht tun.«

Van Meeren hatte seine Daumen in die Gürtelschlaufen gehakt. Er wippte leicht auf und nieder. »Okay, ich verstehe, daß sie Probleme haben, aber mußten sie die Schaukel mitten auf der Fahrbahn stehenlassen. Sie hätten sie auch seitlich an den Rand setzen können.«

»Es ging nicht mehr.«

Der Fahrer war so nahe an Prosper herangekommen, daß dieser ihn erkennen konnte. Wenn ihn nicht alles täuschte, war er jünger, hatte braunrotes Haar, das ungewöhnlich lang seinen Kopf umwuchs. Seine Augen besaßen einen etwas träumerischen Ausdruck, der Mund bildete eine weiche Wellenlinie. Als Kleidung trug der Fahrer eine weite, dunkle Jacke, die so lang war, daß sie schon fast einem Mantel ähnelte. Für dieses Wetter eine ungewöhnliche Kleidung.

Van Meeren wollte nachhaken, aber der andere deutete auf seinen Mercedes. »Da muß mir unten etwas abgefallen sein«, sagte er mit leiser Stimme. »Es schepperte los, ich hatte Angst, weiterzufahren, dann war alles vorbei.«

»Sind Sie allein?«

»Leider.«

Van Meeren grinste. »Jetzt nicht mehr. Also passen Sie auf. Wir

werden den Wagen gemeinsam an den Straßenrand schieben, da stört er nicht. Ich fahre weiter und schicke ihnen einen Abschleppwagen. Ist das ein Wort?«

»Wohin wollen Sie denn?«

»Courtain Manor.«

»Ach ja?«

»Wieso? Kennen Sie es?«

Der junge Mann hob nur die Schultern. Dann sagte er einen Satz, der van Meeren verwunderte. »Er ist es tatsächlich, Ric!«

Ricardo war schon da. Bevor van Meeren etwas unternehmen konnte, spürte er die grausame Kälte des Metalls an seinem Hals und merkte gleichzeitig, daß er kaum mehr in der Lage war, Atem zu holen. Die Flüsterstimme hinter ihm war rauh. »Klar, du wirst Courtain Manor erreichen, Bursche, aber als Toter…«

***

Van Meeren stand bewegungslos auf dem Fleck und schaute in das grinsende Gesicht des jungen Mannes vor ihm, der sich richtig darüber freute, wie sehr van Meeren reingefallen war.

Prosper schielte nach unten. Es fiel ihm schwer, die Augen zu bewegen, aber er erkannte einen metallisch glänzenden Schatten, und als er einatmen wollte, spürte er in seiner Kehle ein Würgen. Unbewußt konzentrierte er sich auf den Druck an seinem Hals. Fünf verschiedene Klammern hielten ihn fest. Kalt und grausam, auch tödlich…

Sein Herzschlag raste. Auf dieser einsamen Landstraße konnte er umgebracht werden, ohne daß es auffiel. Er dachte auch an das Versprechen, das die Person hinter ihm gegeben hatte, die mit dem Namen Ric angesprochen worden war.

Wenn es nach ihr ging, sollte er sein Ziel als Toter erreichen. Und der Typ besaß alle Trümpfe.

Der Schweiß war ihm ausgebrochen, er unterdrückte ein Zittern, wollte dem Unbekannten nichts von seiner Furcht spüren lassen, aber der merkte es auch so.

»Vorbei, Prosper, vorbei…«

»Verdammt, du kennst mich?«

»Ja.«

»Wer bist du?«

»Sag du es ihm, Dacros.«

Der junge Mann mit dem ungewöhnlichen Namen räusperte sich, nickte zugleich und sprach mit einer seidenweich klingenden Stimme. »Was spürst du in deinem Hals, van Meeren?«

»Eine… eine verdammte Würgehand.«

»Richtig. Hast du den Namen nicht gehört, mit dem ich meinen

Freund ansprach?«
»Ja, verflucht. Ric…«
Dacros nickte. Er kam auf van Meeren zu und berührte ihn. Seine Hand war ungewöhnlich bleich. Leicht drückte er die Fingerspitze in Höhe des Bauchnabels ein. »Ric habe ich gesagt. Es ist eine Abkürzung. Denke darüber nach, welche.«
Er ging einfach weg und lenkte seine Schritte auf den Ferrari zu.
Wollte er mit dem Wagen verschwinden? Daran glaubte van Meeren nicht. Außerdem hatte er andere Sorgen. Er sprach in Gedanken den Vornamen mehrmals hintereinander aus und hatte das Gefühl, der Sache näherzukommen, ohne allerdings den Knackpunkt erreicht zu haben.
Dann hörte er den Motor seines Wagens. Sekunden später hätte er am liebsten vor Wut geschrien, weil der andere Typ den teuren Ferrari kurzerhand in den Straßengraben fuhr und noch einmal hart in die schmale Böschung rammte.
Van Meeren stöhnte. »Ich drehe dir den Hals um, ich breche dir das Genick, wenn ich…«
»Du wirst gar nichts brechen, mein Freund!« erklärte der Typ hinter ihm. »Wenn jemand etwas macht, bin ich es. Hast du verstanden? Ich werde hier töten.«
Der Druck verstärkte sich, van Meeren spürte die ersten kleinen Schnitte…
Dacros kehrte zurück. »Die Sache wäre erledigt«, sagte er und nickte sich selbst zu, bevor er fragte: »Nun, hast du inzwischen über die Abkürzung nachgedacht?«
»Ja.«
»Und?«
»Ich weiß nichts.«
»Bist du dumm.« Dacros schüttelte den Kopf. »Ric ist die Abkürzung von Ricardo. Verstehst du nun?«
Ricardo! Ricardo! Wie Hammerschläge dröhnte der Name mehrmals in van Meerens Gehirn nach. Verdammt, wieso war er darauf nicht gekommen. Ricardo hatte der Kerl geheißen, mit dem seine Braut zusammengewesen war. Aber Ricardo lebte nicht mehr. Er lag längst unter dem Torf und war vermodert.
»Weißt du nun Bescheid, Prosper?«
»Klar doch.«
Dacros war zufrieden. »Wie schön für uns. Ricardo war der Freund deiner Braut. Das mußt du dir mal vorstellen. Die beiden haben sich geliebt, dann starb er…«
»Und ist tot!« schrie van Meeren.
»Nein, er steht hinter dir. Er ist der Mann mit der Klaue. Der Zombie mit der Eisenhand. Die hat er schon zu seinen Lebzeiten getragen, und

so etwas vermodert nicht. Er hat Deliah gewarnt. Sie durfte keine anderen Männer nach ihm haben, sie hat nicht gehört. Jetzt muß sie ebenso die Folgen tragen wie die anderen.«

»Ein Toter kann nicht…«

»Doch, er kann. Es gibt Wesen, die physikalische Gesetze einfach übergehen. Wir gehören dazu. Ich als sein bester Freund habe ihm den Weg gewiesen, den wir nun bis zum Ende durchgehen, da wir es gewohnt sind, unsere Versprechen zu halten.«

Van Meeren wurden die Knie weich. Er konnte nicht fallen, die Klammer hielt ihn. »Was… was wollt ihr von mir?« Vor Furcht konnte er kaum reden.

Dacros streckte ihm seine Hand entgegen. Wieder wies der Finger auf seinen Hals. »Das Versprechen einlösen.«

»Und das bedeutet?«

»Zunächst deinen Tod!«

»Nein, ich habe euch nichts getan, ich…«

Jetzt sprach Ricardo. Er redete in den Satz des Prosper van Meeren hinein. »Es hilft dir nichts, du bist dran, wie auch alle anderen.«

Mehr sagte er nicht.

Er bewegte nur die Hand, und Dacros schaute lächelnd zu.

Prosper van Meeren erlebte einen fürchterlichen Tod. Als er schließlich auf dem Asphalt lag, nickte Ricardo. »Ich glaube, das haben wir beide gut gemacht.«

»Ja, bestimmt.«

»Pack ihn in das Auto, Dacros.«

Der Angesprochene hob den Toten an, während Ric seine Klaue im Gras reinigte. Auf dem Rücksitz wurde die Leiche verstaut. Ricardo wartete schon im Wagen, als Dacros einstieg.

»Bleibt es dabei?«

Ric deutete nach vorn. »Und ob es dabei bleibt. Unser nächstes Ziel ist Courtain Manor. Diese Nacht wird noch sehr lang und blutig werden, darauf kannst du dich verlassen.«

»Ja, so muß es sein.« Dacros startete und rollte an…

***

Leider hatte sich Bill zweimal verfahren, so verloren wir Zeit. Beim dritten Mal und nach dem Studium der Karte hatten wir den Weg gefunden.

Frischluft bekamen wir durch die offene Seitenscheibe. Ich hatte vorgeschlagen, erst anzurufen, aber Bill wollte nicht. »Deliah wird auch so Bescheid wissen, John.«

»Wie du meinst.«

Wohl war dem guten Bill bei der Sache nicht. Er räusperte sich ein paarmal und meinte: »Na ja, wir werden nicht gleich mit der Tür ins

Haus fallen, verstehst du?«
»Klar doch.«
»Glaubst du denn, daß wir diesen Zombie bei ihr finden?«
Ich warf Bill einen langen Blick zu. »Mal den Teufel nicht an die Wand. Ich hasse Mordgespenster wie diesen Ricardo.«
»Okay, ich auch.«
Wir hatten die richtige Straße gefunden, die schnurgerade in die Landschaft schnitt. Mal wuchs der Wald an der rechten Seite, mal wechselte er auf die linke. Die Bäume, vom Schein der bleichen Lichter getroffen, wirkten wie mit blasser Farbe angestrichen. Auch das Gras an der Seite hatte einen hellen Farbton abbekommen. Außer uns hielt sich niemand auf der Straße auf.
Der Wagen fraß die Meilen und schien auch den schwarzen Untergrund der Fahrbahn zu schlucken. Trotz des hereinwehenden Fahrtwinds schwitzte ich. Die Nässe klebte auf der Stirn, der Oberlippe und unter den Achseln. Es lag nur zum Teil an der Schwüle, denn ich spürte irgendwo, daß dieser Fall noch eine mörderische Wende nehmen würde. Bisher war alles ein Vorspiel gewesen.
Ich paßte ebenso auf wie Bill, der nicht entspannt hinter dem Lenkrad saß. Auch auf seiner Stirn glänzte die Nässe. Der Mund stand offen, damit er den Zischlaut abgeben konnte, der mich aufschreckte. Gleichzeitig nagelte Bill das Bremspedal fest. Er hatte das gleiche gesehen wie ich.
Rechts im Straßengraben schaute etwas hervor, daß in dem hohen Gras wie ein modernes Kunstwerk wirkte. Tatsächlich war es das Heck eines Fahrzeugs, das jemand in den Graben gesetzt hatte.
»Das müssen wir uns ansehen«, sagte Bill und hatte in meinem Sinne gesprochen.
Wir stiegen aus, nahmen die Lampen und leuchteten einen teuren Schlitten an, der seine Schnauze schräg in den Graben gebohrt hatte und sehr krumm aussah.
»Ein Ferrari!« flüsterte Bill. »Und das in dieser Nacht und auf dieser einsamen Straße. Was sagst du, John?«
Ich stand bereits im Graben und ärgerte mich über den feuchten Schlamm, der meine Füße umgab. Mit der Lampe leuchtete ich durch die Scheibe in das Innere.
»Was ist denn?« fragte Bill.
»Niemand da.«
»Wer immer es gewesen sein mag, er wird sich verzogen haben. Vielleicht liegt er irgendwo im Wald und pennt seinen Rausch aus. Man muß mit allem rechnen.«
»Das glaube ich nicht.«
»Wieso?«
Ich kletterte aus dem Graben. »Feeling, Bill, nur Feeling.«

»Dann gehst du davon aus, daß dieser Unfall, vorausgesetzt es war einer, mit unserem Fall im Zusammenhang steht.«

Ich winkte ab. »Das werden wir feststellen, wenn wir…«

»Mist!« Ich hörte Bill fluchen und sah ihn taumeln. Soeben erwischte er sein Gleichgewicht, aber schüttelte wütend den Kopf. »Ausgerutscht und…«

Ich leuchtete bereits die dunkle Lache an, die an den Rändern ein Muster zeigte. »Nein, Bill, das ist kein Öl. Da ist Blut! Bestimmt Menschenblut.« Ich atmete scharf durch die Nase. Mein Instinkt war erwacht.

Zu zweit suchten und fanden wir so etwas wie eine Spur, auch wenn sie uns keinen Aufschluß gab. Sie zeichnete sich tropfenartig am Boden ab und hörte an einer bestimmten Stelle auf der Straßenmitte schlagartig auf.

»Was sagst du, großer Sherlock?«

»Man hat hier jemand weggeschafft.« Ich schwenkte die Lampe.

»Schön abtransportiert.«

»Den Ferrari-Fahrer?«

»Bestimmt.«

»Jetzt brauchen wir nur noch den Namen.«

Ich schnickte mit den Fingern. »Sag mal, du weißt nicht zufällig, welches Fahrzeug van Meeren fährt?«

»Nein.«

»Traust du ihm einen Ferrari zu?«

»Ich kenne ihn nicht.«

»Okay, schon gut, Bill.« Ich reckte mich. »Los, die Zeit drückt, sie läuft leider nicht rückwärts.«

Den Rest der Strecke legten wir schweigend zurück. Ein jeder hing seinen Gedanken nach. Bill fuhr langsamer, als er den schmalen Weg erreichte, der von der Straße aus zum Grundstück der Courtains führte.

Grundstück war untertrieben. Wir rollten in einen großen Park ein, der einfach zu Landhäusern wie diesen gehörte. Lichter brannten nicht, nur die breite Hausfront war über dem Eingang beleuchtet. Als wir schließlich über den Kies rollten, schaute ich auf die Uhr.

Die zweite Morgenstunde war soeben angebrochen. Eine wirklich tolle Zeit für einen Besuch bei Fremden.

»Die Schlafräume liegen sicherlich zur anderen Seite. Zudem darfst du nicht vergessen, daß wir zu einer verflixt unchristlichen Zeit hier antanzen.«

»Möglich«, murmelte Bill, ohne direkt bei der Sache zu sein. Er kam mir ungewöhnlich vor, hockte hinter dem Lenkrad und schaute mehr durch das zerstörte Fenster als nach vorn.

»Hast du was?« fragte ich.

Der Reporter ließ den Porsche kriechen. Wir hörten fast jeden Stein unter seinem Reifen knirschen. »Ich weiß nicht, John, aber ich werde das bestimmte Gefühl nicht los, etwas entdeckt zu haben. Einen Schatten, eine weghuschende Bewegung oder so.«

»Wann?«

»Schon auf dem Gelände.«

»Mensch oder Tier?«

»Das weiß ich eben nicht.« Bill mußte noch einmal in eine Kurve fahren. Vor dem Haus gab es einfach zu viele Hindernisse, bestehend aus großen, inselartigen Blumenbeeten, die schon einen regelrechten Hochzeitsschmuck erhalten hatten.

Wir wollten parallel zur Hauswand dahin. Aus der Helligkeit an der Eingangstür wölbte sich ein breiter Aufgang hervor. Eine große Treppe mit halbbogenförmig angelegten Stufen. Nur nahe der Hauswand rahmte ein Geländer die Stufen ein.

Der helle Lichtteppich näherte sich dem Aufgang. Die Lanzen huschten über die Stufen hinweg, leuchteten sie aus – und erfaßten einen dunklen Gegenstand, der schräg lag und sich dabei auf den letzten drei Stufen verteilte.

Bill quetschte einen Fluch durch die Zähne. Mein Gesicht verlor an Farbe, und ich spürte die harten Stiche im Magen, denn wir hatten den Gegenstand gleichzeitig erkannt.

Es war ein Körper!

Plötzlich »sprang« der Porsche vor. Nach wenigen Yards schon bremste Bill das Fahrzeug wieder und schleuderte die Tür auf. Ich stürzte ebenfalls aus dem Fahrzeug.

Mit wenigen Schritten hatten wir das Ziel erreicht, das noch immer im Licht der Scheinwerfer so grausam real vor uns lag.

Es war ein Mensch, ein Mann, und man hatte ihn getötet. Wir sahen seinen Hals, wir starrten die Wunden an, die nur von einer Kralle stammen konnten…

***

Mein Körper vereiste. Die Gänsehaut fror auf halbem Wege fest. Ich atmete scharf ein und bekam mit, daß Bill neben mir das gleiche tat.

Mit einer fahrigen Bewegung wischte er über sein schweißfeuchtes Gesicht. Dann hörte ich ihn flüstern. »John, der Ferrari, das Blut auf der Fahrbahn, der Tote hier…«

»Okay, es paßt zusammen.« Obwohl es mir schwerfiel, ging ich in die Knie, um mir die Leiche noch genauer anzuschauen.

Ein unbändiger Zorn auf den Killer überkam mich. Was dieser Mensch getan hatte, war unbeschreiblich. Aber konnte ich die Kralle überhaupt als einen Menschen ansehen?

Ich richtete mich wieder auf. Mein Blick glitt über die Stufen hinweg

zum Eingangsportal hoch. Bisher hatte niemand etwas von der Existenz des Toten erfahren. Wir schienen die ersten gewesen zu sein, die ihn entdeckt hatten.

Bill meinte leise: »Wir müssen ihn ins Haus bringen.«

»Sicher.« Ich strich über meine Wangen. »Kennst du den Mann?«

»Nein, das nicht.«

»Aber du könntest dir vorstellen, um wen es sich handelt? Wer ist der Tote?«

»Van Meeren!«

Ich nickte. »Das habe ich mir auch gedacht. Die Kralle hat van Meeren getötet und ihn auf die Treppe gelegt. Eine verfluchte Schweinerei, das ist Psycho-Terror.«

»Deliah weiß noch nicht Bescheid.«

»Dann werden wir es ihr sagen.« Ich wollte auf das Haus zugehen, als plötzlich die Tür aufgerissen wurde. Lichtschein flutete auf die breiten Stufen. In seinem Schein erschien die Gestalt einer jungen Frau. Es sah so aus, als wollte sie sich die Treppe hinabstürzen. Ich machte mich schon fangbereit, als die dunkelhaarige Person vor der obersten Stufe stehenblieb, die Arme hob, uns sah oder auch nicht, jedenfalls erkannten wir keine Reaktion, und dann erst mit langsamen und vorsichtig gesetzten Schritten die Stufen hinabschritt.

Bleich das Gesicht, wehend das dunkle Haar, zitternd der Mund.

Bill und ich standen verteilt auf der Treppe. Ich etwas höher als mein Freund. Sie mußte mich zuerst passieren.

Vom Treppenende her hörte ich die Stimme des Reporters. »Deliah«, sagte er leise.

Sie hörte nicht, ging weiter. Das Mädchen zitterte, es wirkte wie aufgeputscht und gleichzeitig so, als würde es dicht vor dem Zusammenbruch stehen.

Das war kein normaler Zustand mehr, sondern der kalte Psycho-Terror.

Ich faßte sie an, als sie neben mir hergehen wollte. Sie wehrte sich nicht und ließ es geschehen, daß ich ihren Arm hielt. Nur einmal zuckte sie mit den Lippen, ansonsten wirkte ihr Gesicht wie ein starres Gemälde, in dem die weiße Farbe vorherrschte.

Gemeinsam schritten wir dem Toten entgegen. Bill Conolly schaute uns entgegen, auch er sprach kein Wort. Ich konnte Deliah den Anblick nicht ersparen. Sie hätte sich den Toten auch angesehen, wenn wir nicht dort gewartet hätten.

Die letzten beiden Stufen ging sie sehr vorsichtig. Auf der viertletzten blieb sie stehen und senkte den Kopf. Ich hielt auch jetzt ihren Arm. Die Leiche wurde vom Licht der Porschescheinwerfer gebadet. Sie sah schlimm aus, jedes Detail zeichnete sich ab.

Dann sagte sie etwas. Ein Wort, einen Namen. »Prosper…«

Bill nickte, ich wußte ebenfalls Bescheid – und schrak zusammen, als sie den Namen wiederholte. Diesmal schreiend, wie durchgedreht. »Prosper! Prosper!«

Welch eine Qual verriet dieser Schrei. Ihr Gesicht veränderte sich dabei, die Augen traten aus den Höhlen. Sie schüttelte den Kopf, sie wollte sich über den Toten werfen, doch ich hielt sie fest. Im nächsten Moment sackte sie in meinem Griff zusammen. Sie hatte sich nicht länger auf den Beinen halten können.

»Weshalb ist sie gekommen?« fragte Bill.

»Ich weiß es nicht.«

»Bring sie ins Haus.« Er ging zu seinem Wagen, um das Licht zu löschen.

Ich schaute noch in den Park, der in tiefer Dunkelheit vor mir lag.

Ein völlig normales Gelände, in dieser finsteren Nacht jedoch zu einem unheimlichen Areal verändert. Schwarze Inseln wuchsen aus der Finsternis, die Bäume schienen erstarrte Fremdwesen zu sein, die Büsche bestanden aus mächtigen Körpern, die sich nur hin und wieder bewegten, wenn sie ein weicher Windzug streifte.

Die junge Frau rührte sich nicht. Sie hing in meinen Armen, und ich drehte mich um, damit sie ins Haus gebracht werden konnte. Die breite Eingangstür war nicht ins Schloß gefallen. Ich trug sie über die Schwelle in einen saalartigen Raum, in dem nur wenige, allerdings erlesene Möbelstücke standen.

Auf eine Couch legte ich sie nieder, hörte Schritte und sah einen grauhaarigen Mann in der typischen Haltung eines Butlers durch den Saal eilen. Er hatte sich in der Hast einen Morgenmantel übergeworfen, sah die Bewußtlose, starrte mich an, und seine Haltung bekam einen feindseligen Ausdruck. Bevor irgendwelche Mißverständnisse aufkommen konnten, erklärte ich ihm, wer ich war und ließ ihn auch meinen Ausweis sehen.

»Danke, Sir. Ich bin George Mayne, der Butler.«

»Haben Sie etwas gesehen?«

Er schaute mich fragend an. »Was, bitte schön, sollte ich denn gesehen haben?«

»Sie wissen nichts von dem Toten?«

»Nein, Sir, nein.« Er schnürte seinen Bademantel fester.

»Der Mann liegt auf der Außentreppe.«

George überlegte, drehte sich dann um, eilte zur Tür, lief hinaus.

Da er die Tür offengelassen hatte, hörte ich auch seinen Ruf. Dann kam er zurück, torkelnd, im Schlepptau Bill Conolly, der sich in einen Sessel hockte.

»Es ist van Meeren«, flüsterte der Butler. »Prosper van Meeren. In zwei Tagen wollte er Deliah Courtain heiraten.«

»Das wissen wir.«

Der Butler setzte sich. »Es ist schrecklich. Die grauenhaften Taten nehmen kein Ende.«
»Was wissen Sie, Mister?«
»Nichts, Sir, gar nichts. Ich habe es nur gefühlt. Deliahs schreckliche Angst. Das Mädchen tat mir ungeheuer leid. Es litt unter einem furchtbaren Terror. Man war dabei, seine Seele zu zerstören.«
»Haben Sie sich den Toten genau angesehen?« fragte Bill und stellte sich namentlich vor.
»Ach so, Mr. Conolly. Deliah hat mal Ihren Namen erwähnt. Ja, ich sah mir den Toten an.« Er räusperte sich. »Sie meinen sicherlich die Wunde am Hals.«
»Genau.«
Der Butler strich durch sein faltiges Gesicht. »Was wollen Sie jetzt von mir hören, Mister?«
»Ihre Vermutung.«
George senkte den Kopf und hob die Schultern. »Ich kann Ihnen nichts sagen.«
»Auch nicht über Ricardo?« fragte ich.
George schrak nicht zusammen. Er bewegte den Mund, hob die Schultern und schaute zur Seite, nur um uns nicht in die Gesichter sehen zu müssen. »Wissen Sie, meine Herren, man erzählt sich viel über Ricardo. Für meinen Geschmack einfach zuviel, denn ich kann die Dinge alle nicht glauben.«
»Was meinen Sie damit?«
»Ich habe es nur aus zweiter Hand gehört. Er soll aus seinem Grab zurückgekehrt sein.«
»Ist das unmöglich?«
»Mr. Sinclair, Sie sind Polizist. Glauben Sie denn als Polizist an diese Dinge?«
»Ja.«
Der Butler wußte nicht, ob wir ihn auf den Arm nehmen wollten.
Er sagte jedenfalls nichts mehr, und ich kam wieder auf Ricardo zu sprechen. »Erzählen Sie uns, was Ric für ein Mensch gewesen ist.«
»Ich kannte ihn kaum. Wenn ich ehrlich sein soll, habe ich seine Nähe gemieden.«
»Sie mochten ihn also nicht.«
George schaute hoch. Auf seinem Gesicht zeichnete sich Widerwillen ab. »Mit nicht mögen hat das nichts zu tun, Mr. Sinclair. Er war mir einfach unheimlich, wenn Sie verstehen. Ich… ich konnte mich vor ihm fürchten, er war schlimm.«
»Hat er Ihnen etwas getan?«
»Das nicht. Es war vielmehr seine Aura, die ich spürte. War er in der Nähe, bekam ich eine Gänsehaut.«
»Hat er Ihnen je etwas getan?«

»Nein, nicht er und auch sein Freund nicht, der sich fast wie ein Schatten in seiner Nähe aufhielt.«

Das war uns neu. Von einem solchen Freund hatten wir bisher nichts vernommen. »Wie hieß der Mann?«

»Dacros.«

»Wie?« fragte Bill.

»Ja, es ist ein ungewöhnlicher Name. Aber er hieß wirklich so. Die beiden waren etwa gleichaltrig. Ich hatte immer den Eindruck, als wäre Dacros der führende Kopf, daß Ric nur immer das tat, was sein Freund ihm befahl. Nach Rics Tod habe ich Dacros nie mehr gesehen.«

»Wie kam er denn um?«

Da lachte George bitter auf. »Das ist auch so eine Geschichte. Jedenfalls erlitt er keinen normalen Tod. Man fand ihn irgendwann im Wald, umgeben von Asche, als wäre er verbannt worden. Er lag in einem Kreis, das Gesicht war kaum zu erkennen, als hätte ihm jemand die Haut abgezogen, und durch seine Stirn war ein roter Holzpfeil gebohrt. Aber das wissen nur wenige Menschen, bitte, behalten Sie es auch für sich. Ich rede nicht gern darüber.«

»Weiß es Miß Courtain?« fragte ich.

»Nein, sie hat die Leiche nicht mehr gesehen. Sie wollte sie auch nicht sehen.«

»Und jetzt ist er wieder da!« sagte Bill.

Der Butler stieß die Luft zischend aus und schüttelte den Kopf.

»Wissen Sie auch, was das bedeutet? Er müßte zu einem Zombie geworden sein, zu einem lebenden Leichnam.«

»Stimmt.«

»Ich habe gehört«, flüsterte der Mann, »daß es so etwas geben soll. Aber nicht hier, sondern auf Haiti. Da werden Menschen in einen fast toten Zustand versetzt, begraben, irgendwann wieder aus ihrem Loch hervorgeholt und zu Hilfsarbeiten auf die Felder geschickt, wo sie sich wirklich bewegen wie lebende Leichen. Gut, das erkenne ich noch an, die Wissenschaftler sind dabei, dieses Phänomen zu untersuchen, aber bei Ricardo war es etwas anderes. Er ist verbrannt, einfach so. Er… er kann nicht der Zombie sein, von dem wir sprechen.«

»Da haben Sie recht.«

»Was ist er dann?«

George bekam von mir die Antwort. »Es gibt auch andere Zombies. Nicht die, die Sie meinen.«

Langsam hob er den rechten Zeigefinger. »Moment mal, meinen Sie etwa, daß Ric zu dem geworden ist, was man vor einigen Jahren immer in gewissen Filmen sehen konnte?«

»Sie haben es erfaßt!«

George konnte und wollte es nicht glauben. Er starrte zunächst Bill an, dann mich. Beide nickten wir und unterstrichen damit meine

Antwort und Georges Vermutung.
»Da komme ich nicht mit. Wenn das wirklich wahr sein sollte, wäre es schrecklich. Er müßte töten und…«
»Das hat er bereits getan. Die Leiche liegt noch auf der Treppe.«
»Und Senta ist auch tot.«
»Wer ist Senta?«
»Deliahs Lieblingspferd«, erwiderte er leise. »Sie fand es heute nachmittag. Es lag im Stall in einer Blutlache. Eine fürchterliche Waffe hatte dem Tier die Kehle zerfetzt.« Er schüttelte den Kopf. »Es war so grausam für uns.«
Das konnten wir uns vorstellen. Der Butler hatte den Namen der jungen Frau erwähnt. Ich warf ihr einen Blick zu. Noch immer lag sie regungslos auf der Couch. Es sah nicht so aus, als würde sie rasch aus ihrem Zustand erwachen.
»Haben Sie ein Fläschchen mit Riechsalz irgendwo, George?«
»Sorry, Sir, ich werde nachsehen.«
Er ging davon, ließ uns allein zurück. Bill schaute mich an. »Diese Nacht, John, ist noch nicht vorbei. Ich bin fest davon überzeugt, daß etwas auf uns zukommt.«
»Und was, bitte?«
»Hör auf, das weißt du selbst. Ric und dieser Dacros. Ich rechne mit zwei Gegnern. Irgendwie komme ich mir vor, als würde dieses Haus unter Kontrolle stehen. Weißt du, da draußen gibt es verdammt viel Schatten. Jeder kann da umherschleichen und den Bau unter Kontrolle halten, und das finde ich schlimm.«
»So denke ich auch.«
Bill stand auf, ging zum Fenster, öffnete es nicht, sondern schaute durch die Scheibe. Ich erkannte, daß sich seine Haltung plötzlich spannte und er dabei den Kopf schüttelte.
»Was ist denn los?«
»John, entweder bin ich verrückt, oder es stimmt tatsächlich. Aber ich glaube, daß die Leiche verschwunden ist. Die… die liegt nicht mehr auf der Treppe.«
Ich huschte nicht zum Fenster, öffnete die Tür, lief einige Stufen hinab und erkannte, daß mein Freund sich nicht geirrt hatte. Von dem Toten war nichts mehr zu sehen.
Langsam ging ich zurück. »Das muß Ricardo gewesen sein, Alter. Er hat sie geholt.«
»Stimmt.«
Ich schüttelte den Kopf. »Allmählich glaube ich auch, daß man uns hier unter Kontrolle hält.« Leise schloß ich die Tür. »Aber wir werden uns wehren können.«
Der Butler kam zurück. Er hatte sich umgezogen, trug Hemd und Hose. In der rechten Hand hielt er eine kleine Flasche mit einem

hellkörnigen Gemisch. Er drehte den Verschluß auf, kniete neben der Bewußtlosen nieder und hielt ihr die Öffnung der Flasche unter die Nase.

Es war ein altes Rezept, oft genug wirkte so etwas Wunder. Auch bei Deliah verfehlte es die Wirkung nicht. Ihr Gesicht begann zu zucken, und sie tauchte aus dem tiefen, dunklen Schacht der Ohnmacht wieder an die Oberfläche.

Verwirrt schaute sie sich um. Es war gut, daß sie zuerst in das Gesicht des Butlers blickte und nicht in das eines Fremden. Um ihre Mundwinkel zuckte es, sie stöhnte leise, dann räusperte sie sich und drehte den Kopf zur Seite.

Ich stand im Hintergrund, sie sah Bill als zweiten, der ihr zunickte.

»Hallo, Deliah, erkennen Sie mich noch? Ich bin Bill Conolly, Sheilas Mann. Sie riefen bei uns an.«

Deliah war noch zu sehr durcheinander und mußte erst ihre Gedanken sortieren. Aber sie erinnerte sich, setzte sich hin und ließ sich von George stützen.

»Ja, Bill, meine Güte, was ist los? Sie sind hier, und wer ist der Mann dort?«

Sie meinte mich damit. Bill stellte mich vor. Deliah zeigte sich beruhigt. Sie wischte sich fahrig über die Stirn und bat um ein Glas Wasser, das der Butler schnell holte.

Wir ließen sie erst trinken und wieder zu sich selbst kommen. Deliah Courtain war eine Schönheit. Das dichte, pechschwarze Haar umrahmte ein apartes Gesicht, in dem nicht nur die gebräunte Haut, auch die dunklen Augen auffielen. Auch ihre Figur konnte sich sehen lassen. Klar, daß die Männer sich um sie rissen.

Ich hatte mir einen Stuhl geholt und Platz genommen. Meine Arme lagen auf der Lehne. »Sind Sie in der Lage, Miß Courtain, uns einige Fragen zu beantworten?«

Sie strich mit den Handflächen über den Stoff der Couch. »Er… er ist tot, nicht wahr?«

»Sie meinen Mr. van Meeren?«

Deliah nickte zögernd.

»Das stimmt«, sagte Bill, »man hat ihn umgebracht. Sie öffneten die Tür und liefen die Treppe hinab. Eine Frage am Rande. Wußten Sie, wen Sie dort finden würden?«

Deliah strich eine Haarsträhne zur Seite und schob die Unterlippe vor. Mit tonloser Stimme gab sie die Antwort. »Ja, ich habe es gewußt, wenn auch nicht so. Aber ich bekam einen Anruf.«

»Von wem?« fragte ich zwischen.

»Ric«, hauchte sie. »Es war Rics Stimme. Die eines Toten. Er sagte nicht viel und meinte nur, daß ich nach draußen gehen sollte, wenn ich meinen Verlobten treffen wollte. Dann… dann …«, ihre Stimme

wurde wieder leiser, »bin ich gegangen. Ich sah ihn, doch ich kann mich an nichts mehr erinnern. Nur an den Schwindel, der plötzlich über mich kam und mir meine Beine wegzog.«

»Wir fingen Sie auf.«

»Und jetzt?« fragte sie. »Was geschieht jetzt? Prosper ist tot, seine Leiche liegt auf der Treppe.«

»Nicht mehr«, sagte ich, »man hat sie weggeholt.«

»Was?« rief der Butler. »Was sagen Sie da?«

»Wir waren es nicht, George. Deshalb müssen wir davon ausgehen, daß dieses Haus unter Beobachtung steht. Irgend jemand, möglicherweise auch zwei Personen, halten sich im Park auf und sind über alles informiert, was geschieht.«

»Ric und Dacros.«

»Richtig, davon gehen auch wir aus.«

Deliah schwang die Beine herum.

»Dacros auch?« fragte sie. Dabei bekam sie eine Gänsehaut. »Nein, nicht er. Ich will ihn nicht. Ich hasse ihn, ich habe ihn immer gehaßt. Ich wollte nicht, daß er mit Ric zusammenbleibt. Kurz vor seinem Tod habe ich Ric vor die Wahl gestellt. Entweder Dacros oder ich.«

»Dann hat er sich für Sie entschieden«, sagte Bill.

»Nein!« stöhnte sie, »nein, das ist es ja eben. Er hat sich nicht für mich entschieden. Er sagte, daß ich mich mit Dacros abzufinden hätte. Wenn nicht, würde er sich umbringen.« Sie lachte auf, hob die Arme und ließ sie wieder fallen. »Ich Närrin habe es für einen Witz gehalten, ja, für einen Witz, zwar für einen schlechten, aber immerhin. Okay, er hat sich umgebracht. Er brachte sich so um, wie es von ihm versprochen war. Er verbrannte sich, und Dacros lebte. Ich habe auf der Beerdigung noch mit ihm gesprochen und gehört, daß es nicht zu Ende wäre. Daran habe ich nicht geglaubt und bin eines Besseren belehrt worden.«

»Was verband Ric mit seinem Freund?«

»Sie waren nicht homosexuell, wenn Sie das meinen. Es war eine tiefe, seelische Zuneigung. Irgendwie hingen die beiden zusammen, als würden sie ein furchtbares Geheimnis teilen. Das muß wohl so gewesen sein. Das Geheimnis um den Tod. Ric hat auch immer davon gesprochen, daß mit dem Tod längst nicht alles vorbei wäre.«

»Wie hat er das gemeint?« fragte ich. »Ließ er sich näher darüber aus, was die Zeit danach angeht?«

Deliah trank wieder Wasser. »Nein, eigentlich nicht. Er redete immer sehr geheimnisvoll. Wenn ich mich nach Einzelheiten erkundigte, war er der Ansicht, daß er noch warten wollte. Die Zeit wäre nicht reif für eine Aufklärung. Erst nach der Hochzeit hätte er mich eingewiesen, wie er es nannte.«

»Haben Sie nie Furcht bekommen?«

Sie winkte ab. »Mr. Sinclair, ich habe die Reden als lächerlich abgetan. Ich gehörte zu den Mädchen oder jungen Frauen, die nicht nach dem Sinn des Lebens fragten, sondern einfach lebten. Parties, wilde Nächte, Tanz, High Life, das alles gehörte dazu, wenn Sie verstehen. Dann kam Ric mit seinen ungewöhnlichen Ansichten, zu denen er mich bekehren wollte. Und Dacros lauerte stets im Hintergrund wie ein Schatten. Er war gefährlich, ich empfand ihn sogar als grauenhaft.«

Bill Conolly stand auf und reckte sich. »Wenn ich mir das richtig durch den Kopf gehen lasse, gibt es nur eine Möglichkeit. Wir müssen die beiden Kerle suchen.«

»Draußen?« fragte ich.

»Weiß nicht…«

»Sie werden versuchen, ins Haus zu kommen«, sagte ich. »Wenn sie ihre Aufgabe erfüllen wollen, müssen sie töten. Zombies töten immer, auch das, was sie geliebt haben.«

»Ich bin also in Gefahr?« flüsterte Deliah.

»Ja, aber wir lassen Sie nicht aus den Augen. Wir werden…« Ich stockte mitten im Satz, denn plötzlich geschah etwas, womit keiner von uns gerechnet hatte.

Schlagartig verlöschten alle Lichter!

***

Von einer Sekunde auf die andere hüllte uns die Dunkelheit ein wie ein schwarzes Tuch. Wir konnten machen, was wir wollten, es war nichts mehr zu sehen. Auch die Außenleuchte verstreute kein Licht.

Alles lag im tiefen Schatten.

Zunächst hörten wir nichts. Jeder von uns war derart überrascht worden, daß er den Atem anhielt. Unsere Augen mußten sich erst an die Dunkelheit gewöhnen.

Es war nicht so, daß wir überhaupt nichts hätten sehen können.

Allmählich schälten sich die Umrisse der Möbelstücke hervor. Ich sah auch, daß Deliah saß. Bill und der Butler standen. George bewegte sich zur Seite. Seine Stimme drang als Flüstern durch den großen Raum. »Ich werde gehen und Kerzen holen. Leider sind die Leuchter hier im Saal entfernt worden.«

Wir ließen ihn laufen. Auf das Kerzenlicht brauchten wir uns nicht zu verlassen, denn beide waren wir mit Taschenlampen ausgerüstet.

Bill hatte seine zuerst vorgeholt und leuchtete in Deliahs Richtung, die wie ein Mauerblümchen in der Tanzschule starr auf dem Rand der Couch hockte und ins Leere starrte. Zweimal zwinkerte sie, da war der Lampenstrahl durch ihr Gesicht geglitten.

Zum Glück behielt sie die Nerven und sagte nur: »Das war Ric. Ja, das kann nur Ric gewesen sein. Er kennt sich hier aus, er muß… im …

im Haus sein.«

»Davon gehen wir aus«, sagte Bill.

»Wo kann er sich aufhalten?« fragte ich. »Wahrscheinlich hat er am Sicherungskasten manipuliert. Befindet der sich im Keller?«

Deliah nickte.

»Willst du denn hin?« fragte Bill.

»Das wäre eine Möglichkeit.«

»Es ist gefährlich«, flüsterte Deliah. »Sie kennen sich zudem nicht aus hier. Das Haus ist groß, es enthält zahlreiche Verstecke, wo man auf Sie lauern kann.«

»Das Risiko muß ich eingehen. Zudem ist es besser, wenn *ich* gehe.«

»Denken Sie auch an die Kralle?«

»Und ob ich daran denke, Deliah.«

»Er kann damit umgehen wie mit einer normalen Hand. Er kann zupacken und sogar streicheln. Vielleicht sollten wir fliehen.«

Niemand ging auf ihren Vorschlag ein, denn etwas anderes lenkte uns ab. Es geschah nicht im Haus, sondern draußen im Park. Zugleich loderten an verschiedenen Stellen Feuer auf.

Wir rannten zum Fenster.

Sechs Feuer zählten wir, die wie zuckende Augen die Nacht erhellten und vor dem Haus einen großen Halbkreis bildeten. Gespenstisch rissen sie die Umgebung aus der Finsternis. Schattengleich huschten sie über Beete, Bäume und Büsche, aber Menschen waren innerhalb der helleren Inseln nicht zu sehen.

Aber jemand war da, von allein waren die Feuer bestimmt nicht entstanden.

Bill stand neben mir, Deliah hielt sich etwas im Hintergrund.

»Okay, John, wie siehst du die Sache? Die brennen nicht ohne Grund. Da hat jemand etwas vor.«

»Vielleicht will man uns aus dem Haus locken.«

»Schafft man das denn?«

Ich strich über meine Stirn. »Du hast die Beretta bei dir – oder?«

»Ja.«

»Ich glaube, daß wir uns in den nächsten Minuten trennen müssen. Der oder die Zombies wollen uns nervös machen. Frage: Wer bleibt im Haus, wer geht?«

»Beides ist gefährlich!«

»Bestimmt.«

»Dann laß uns losen!« Bill hatte den Satz hart ausgesprochen. Er war fest davon überzeugt, dem Untoten die Stirn bieten zu können.

Als Staffage war er bestimmt nicht mitgekommen. Aus der Tasche holte er eine Münze. »Wenn die Zahl oben liegt, gehe ich nach drau ßen.«

»Einverstanden.«

Er warf sie hoch. Im Licht des bleichen Lampenstrahls blitzte die Münze auf und fiel in Bills Hand, der sofort eine Faust bildete, sie langsam öffnete und mir den ersten Blick auf das Geldstück gestattete.

Die Zahl lag oben!

»Hm!« machte Bill. »Dann werde ich wohl gehen müssen.«

»Das stimmt.«

»Was wollen Sie denn dort?« flüsterte Deliah. »Da ist es gefährlich. Es ist überall…«

Ich legte meinen Zeigefinger auf die Lippen, denn ich hatte ein Geräusch gehört. Ein dumpfes, unheimlich klingendes Trommeln, das wie ein grollender Donner durch den Park wehte. Sekundenlang lauschten wir den Geräuschen. Ich spürte Deliahs Hände auf meinen Schultern, wo sie einen gewissen Druck hinterließen.

»Was ist das?«

»Voodoo«, flüsterte ich, »das ist Voodoo.«

»Was bedeutet es?«

»Ein Zeichen, daß die Toten als Zombies zurückkehren«, erwiderte ich. Sie sollte wissen, was geschehen konnte.

Deliah schloß die Augen, im Gegensatz zu Bill, der mich anstarrte und heftig nickte. »Okay, John, jetzt ist es wohl an der Zeit, daß ich mich um den Trommler kümmere.«

»Tu das, Alter.«

Bill verschwand. Die Tür fiel so hart hinter ihm zu, als hätte jemand geschossen…

***

George, der Butler, kannte jeden Winkel in dem großen Haus. So schaffte er es auch, sich im Dunkeln zu bewegen, ohne irgendwo anzustoßen.

Er schritt durch einen Gang, der sich später, im eigentlichen Hauswirtschaftstrakt verbreiterte und mit rohen Steinfliesen belegt war.

Unterwegs passierte er einen hohen Eckschrank, in dem, das wußte er, auch ein Leuchter mit zwei Kerzen stand.

Der Eckschrank zeichnete sich als düsterer Schatten vor ihm ab.

Sein gläserner Glaseinsatz sah aus wie ein Spiegel. George zog die Tür auf und umfaßte den Fuß des Kerzenständers. Ein Feuerzeug trug er bei sich. Die beiden Dochte boten den Flammen die richtige Nahrung. Licht und Schatten entstanden, wobei sich beides bewegte, als der Butler langsam vorging und tiefer in das große Haus hineinschritt. Ab und zu drückte er auf einen Schalter, ohne Erfolg.

Er wußte, daß sich der große Sicherungskasten im Keller befand, nur wollte er dort nicht hingehen, seit er wußte, daß sich Killer im Haus aufhalten konnten.

Von der Köchin hörte er nichts. Cathy lag im Bett, schlief und hatte von allem nichts mitbekommen, was auch gut war.

Die Küchentür quietschte wie immer, als George sie aufzog. Das Geräusch zerrte an seinen Nerven. Er schlich über die rauhen Fliesen und drückte die Tür mit dem Rücken wieder hinter sich zu.

Der Widerschein malte Flecken an die Wände und huschte auch zuckend über die Decke. George sah den Schrank, die Kommode, die beiden Herde, die Regale, das alles war ihm bekannt. Alles war sauber. Cathy führte ein hartes Regiment.

George wußte auch, daß sie in der mittleren von drei Schubladen Kerzen aufbewahrte.

Den Leuchter stellte er auf den Tisch und bewegte sich auf sein Ziel zu. Er mußte sich bücken, um die Lade aufzuziehen. Mit beiden Händen tastete er sich vor, schob eine Reibe zur Seite und bekam schließlich die weißen Kerzen zwischen die Finger.

Fünf davon stopfte er in seine rechte Hosentasche. Zündhölzer nahm er sicherheitshalber auch mit, schob die Lade wieder sacht zu und drehte sich langsam um.

Dabei bemerkte er, wie sich die Schatten veränderten. Sie bewegten sich heftiger, zogen sich zusammen, schnellten vor, als wären die Kerzen von einem Luftzug getroffen worden.

Den spürte er im gleichen Augenblick im Genick.

George versteifte. Er wußte plötzlich, daß er sich nicht mehr allein in der Küche befand, traute sich aber nicht, in Richtung Tür zu schauen, sondern blieb geduckt stehen.

Von der Tür hörte er das leise Lachen, denn die flüsternde Stimme.

»Hi, George, willst du dich nicht umdrehen und mich begrüßen?«

Der Butler spürte den klebrigen Schweiß in seinen Achselhöhlen.

Die Angst war wie eine Klammer. Er zögerte noch, atmete tief ein und drehte sich erst dann um.

In der offenen Tür stand Ricardo, der Tote, der Zombie, der Wiedergänger!

George hatte damit gerechnet, eine halbverfaulte Leiche zu sehen, das war nicht der Fall. Ricardo sah aus, wie er ihn in Erinnerung hatte, um nichts verändert, auch nicht verbrannt.

Ein sehr glattes Gesicht, das von den langen Haaren beinahe wie eine Fahne umweht wurde. Er trug ein graues, umhangähnliches Kleidungsstück, das keine Ärmel besaß, damit er beide Hände schnell bewegen konnte. Auch die Hand mit der Kralle.

Er hielt den Arm angewinkelt und die Kralle so gedreht, daß sie auf den Butler zeigte. Ihm würde ein einziger weiter Sprung ausreichen, um den Stahl in Georges Körper zu rammen.

Im Gesicht bewegte sich nichts. Nur wenn der Austausch aus Licht und Schatten über die Haut floß, flackerten seine Augen wie ein

Zündholz im Windzug.

Er stand nur da, schaute, wartete und lächelte plötzlich. Es war ein breites Lächeln, ohne allerdings Humor zu zeigen, eher strahlte es eine Todeskälte aus.

»Hallo, George.«

Der Butler schluckte. Er hob die Arme und vollführte eine abwehrende Handbewegung, als wollte er die Gestalt wie einen bösen Alp vertreiben. »Geh weg!« keuchte er. »Geh einfach weg. Ich… ich will dich nicht sehen, du bist tot …«

»Ich war tot, jetzt lebe ich wieder.«

George fragte automatisch. »Wieso?«

»Voodoo, George, nur Voodoo. Mein Freund Dacros ist einer der großen Meister. Er ist ein Zombiemacher, und er hat mich eingewiesen. Dacros gehorchen die Toten.«

»Auch du, auch du? Ich habe gesehen, daß du verbrannt bist. Das Feuer hat dich gefressen. Du mußt Asche sein. Du warst verkohlt und…«

»War ich das wirklich?«

»Viele haben dich gesehen…«

»Das stimmt, George, sie haben mich gesehen, aber sie sahen in Wirklichkeit einen Zombie. Nur äußerlich war ich tot, gut zurechtgemacht, geschminkt mit verbrannter Haut bedeckt. Wir beide haben sehr lange geübt, damit die Täuschung perfekt gelang.«

»Man begrub dich…«

»Richtig, George, man hat mich begraben. Da aber hatte ich bereits das Gift eingenommen. Man begrub offiziell einen Toten, doch ich lebte im Sarg weiter. Ich habe durchgehalten, denn Dacros gab mir das Gift. Ich habe ihm voll und ganz vertraut und bin wieder aus dem Grab geklettert, dank seiner Hilfe. Es ist modern geworden, ein Zombie zu sein. So habe ich es als einer von wenigen außerhalb Haitis geschafft, wieder ins Leben zurückzukehren und Rache an den Personen zu nehmen, die sich nicht scheuten, mir die Frau wegzunehmen. Deliah hat sich einem anderen, einem Widerling, an den Hals geworfen. Er lebt nicht mehr, George, ich habe ihn gekillt. Ich werde alle töten, auch Deliah. Sie hat auf meine Warnungen nicht gehört, jetzt ist es zu spät.«

»Und… und ich?«

»Keine Zeugen, George, keine Zeugen. Ich bin gekommen, um alle zu vernichten. Wer wie ich, die lange Zeit im Sarg verbracht hat, bekommt ein anderes Denken. Niemand hat Deliah abgeraten, auch die eigene Familie nicht, deshalb werde ich mich auch um sie kümmern müssen. Ich lasse mir nichts mehr bieten.« Er ging einen Schritt vor. »Draußen wartet mein Freund Dacros. Er hat die Feuer angezündet, er schlägt bereits die Voodoo-Trommel, denn er ist der

Meister.« Ric hob den normalen Arm. »Hörst du die Trommeln in der Nacht?«

Der Butler nickte. Ihm war das Geräusch tatsächlich aufgefallen, denn es störte die Ruhe.

»Unter dem Klang der Trommeln wirst du dein Leben verlieren!« sprach Ric und ließ sich nicht mehr aufhalten. Er betrat die Küche und hämmerte die Tür zu, damit dem Butler dieser Fluchtweg versperrt war.

George bekam Angst.

Noch trennte der schwere Holztisch ihn und den Killer, bald nicht mehr, denn Ricardo hämmerte seine Klaue in das Holz, hob den Tisch mit einem Ruck an und schleuderte ihn zur Seite. Er krachte gegen die Wand und mit der Kante vor ein Regal.

Dann sprang er vor.

Der Butler huschte zur Seite. Er konnte auch nicht sagen, woher er den Mut nahm. Mit dem Rücken prallte er gegen den Ofen und hörte über sich das Scheppern der dort hängenden Töpfe und Pfannen.

Die Kerzen waren verloschen.

Eine schwere Pfanne hatte sich gelöst. Sie prallte auf den Ofen, der Griff drehte sich dabei so, daß George ihn packen konnte. Mit beiden Händen griff er zu.

Dann schlug er zu.

Dabei schrie er. Die Pfanne hämmerte er in die Richtung, aus der Ricardo kam.

Etwas kratzte über den äußeren Pfannenboden hinweg. Die Klaue hatte ihn erwischt, und dem Butler gab dieses Geräusch wieder neuen Mut. Er rannte vor, schlug noch einmal zu, als Ricardo die Hand hob und sein normaler Arm unter dem schweren Treffer fast zerbrach. George trat noch zu, schlug nach links, verfehlte den Kopf, hatte aber freie Bahn bekommen und rannte auf die Tür zu.

Die beiden Schatten bewegten sich in der Dunkelheit heftig. Ric fluchte wütend, er wollte den Butler auf keinen Fall entwischen lassen, der bereits die Tür aufgerissen hatte.

Noch einmal drehte er sich um. Das war sein Glück, denn die Klaue befand sich schon auf dem Weg und hätte ihn voll getroffen.

So aber traf sie statt dem Rücken nur die große Pfanne, die George blitzschnell dem Killer entgegengeschleudert hatte.

Diese Aktion gab dem Butler die nötige Zeit und den Antrieb. Er floh, er rannte, er hörte hinter sich die Schritte und hatte nur noch ein Ziel. Die anderen so rasch wie möglich vor diesem wahnsinnigen Mörder zu warnen.

In seinem Rücken hörte er Ricardos Stimme. Er redete und keuchte zugleich. »Ich kriege dich!« brüllte er. »Verdammt noch mal, ich kriege euch alle…«

***

Ich stand am Fenster, schaute in den Park, sah die flackernden Feuer und hörte hinter mir die Stimme der jungen Frau. »Wo George nur so lange bleibt. Da wird doch nichts passiert sein?«

Ich drehte mich langsam um. »Malen Sie den Teufel nicht an die Wand, Deliah.«

Sie hob nur die Schultern.

»Wo wollte er denn hin?«

»Die Kerzen sind wohl in der Küche.«

»Ist es ein weiter Weg?«

»Für ihn nicht, er kennt sich aus.«

Ich hatte die Lampe wieder gelöscht. Wir standen im Dunkeln und unterhielten uns. Deliah blieb in meiner Nähe. Manchmal hörte ich sie heftig atmen. Hin und wieder ging sie auch ein paar Schritte, blieb wieder stehen, schüttelte den Kopf oder wischte mit beiden Händen durch ihr Gesicht. Für sie wurde das Warten zu einer Qual.

Ich blickte wieder durch das Fenster, um nach meinem Freund Bill zu schauen.

Von ihm sah ich nichts. Das war gut so. Bestimmt hatte der Reporter einen Bogen geschlagen, denn im Schein der Feuer hätte er sich wie eine Zielscheibe abgehoben. Auch Bill kannte seine Tricks, und er hatte zudem einiges hinter sich.

»Was meinen Sie, John? Wo wird sich Ric aufhalten? Draußen oder hier im Haus?«

»Ich tippe auf das Haus.«

»Weshalb denn?«

»Ganz einfach, Deliah. Sie sind die Person, an der er sich rächen will. Also wird er versuchen, so schnell wie möglich an Sie heranzukommen. Das ist die brutale Logik.«

Sie schüttelte den Kopf. »Ich kann es noch immer nicht begreifen. Wie kann sich ein Mensch erdreisten, über einen anderen derart zu bestimmen. Ich habe Ric geliebt, ich wollte mit ihm Zusammensein, glauben Sie mir, doch er starb. Was hätte ich denn machen sollen? Wie eine Nonne weiterleben? Mich in einem Kloster verschanzen?«

»Das bestimmt nicht.«

»So denken Sie, John, aber leider nicht Ricardo. Er hat sein Grab verlassen, um sich zu rächen.« Deliah schlug gegen ihre Stirn. »Ich kann es noch immer nicht fassen, daß es so etwas gibt. Bisher kannte ich das nur aus Filmen oder Romanen, aber in Wirklichkeit…«

»Die ist oft schlimmer.«

Sie nickte und schaute mir zu, wie ich die Waffe hervorholte und sie in der Hand behielt.

»Dann werden Sie ihn töten, John?«

Ich hob die Schultern. »Falls sich keine andere Möglichkeit bietet,

bestimmt.«

»Mein Gott – und ich?« Deliah kam auf mich zu und umklammerte meine Arme in Ellbogenhöhe.

»Sie werden sich hier verstecken, sich eine Deckung suchen. Und zwar sofort, wenn Ric hier erscheinen sollte.«

»Und George ist noch immer fort. Macht Ihnen das nicht auch Sorgen, John?«

»Allmählich schon.«

»Sollen wir nachschauen? Sie haben eine Lampe. Ich könnte Sie führen. Das ist bestimmt gut.«

Ich räusperte mich. »Meinen Sie nicht, daß Ricardo auf so etwas wartet?«

»Aber wir müssen etwas tun.«

»George wußte, was er unternahm. Vor allen Dingen kommt es dem Mörder auf Sie an, nicht so sehr auf den Butler. Daran müssen Sie auch denken.«

»Nein, er hat auch Prosper umgebracht.«

»Der stand auch mit Ihnen in einem unmittelbaren Zusammenhang.« Ich schaute wieder nach draußen zu den Feuern, wo ich glaubte, sich heftig bewegende Schatten zu sehen.

Bevor ich mich genauer informieren konnte, hörten wir die Rufe.

Sie hallten durch das Haus und waren aus der Richtung erschallt, in die auch George verschwunden war.

»Himmel!« keuchte mein Schützling. »Jetzt hat er ihn, John. Ja, er muß ihn haben.«

Ich sagte nichts, drückte Deliah zur Seite und lief auf die Tür zu, die nicht geschlossen war.

Ich zog sie ganz auf.

Noch sah ich nichts, wenig später aber schälte sich eine Gestalt hervor, die durch den Gang lief, dabei schwankte und mit beiden Armen heftig winkte.

Es war der Butler, der uns entgegenkam und von der kalten Todesfurcht angetrieben wurde. Ob er mich gesehen hatte, konnte ich nicht sagen, er lief einfach weiter und hätte mich umgerannt, wäre ihm nicht mein ausgestreckter Arm im Weg gewesen.

So fing ich ihn ab. Er kippte nach vorn, federte zurück, wollte etwas sagen und mich gleichzeitig angreifen, als er mich schließlich erkannte und in mein Gesicht starrte.

»Was ist, George?«

Er konnte nicht reden. Sein Gesicht sah aus wie mit Öl eingerieben. Blut sah ich an ihm nicht. »Er… er ist da, er ist im Haus. In der Küche wollte er mich töten, ich konnte fliehen.«

Deliah kam herbei. »Stimmt das auch?«

»Ja, es stimmt.«

»Und weiter.«
»Ich war schneller, er konnte mich nicht fangen. Ich hörte seine Schritte irgendwann nicht mehr, aber er wird hier sein, daran glaube ich fest.«
»Gut, George.« Ich stellte ihn ab wie eine Puppe. Er hatte Mühe, sich auf den Beinen zu halten. Über seine Haut schossen Schauer. In den Augen standen Tränen. »Haben Sie ungefähr noch in Erinnerung, wann er mit seiner Verfolgung aufhörte?«
»Nein, nicht mehr. Im Flur, glaube ich.«
»Gibt es da noch andere Räume, Türen, Schlupfwinkel?«
Diesmal antwortete Deliah. »Ja, Gänge, die zu den übrigen Zimmern führen. Das Haus ist so groß.«
Ich nickte. »Ja, er hat Zeit, er kann warten, er hat die Nerven, es zu tun.«
»Gibt es denn eine Chance?« fragte Deliah.
Ich hob den rechten Daumen. »Eine vielleicht. Wir müssen fliehen. Das heißt, Sie beide müssen fliehen. Setzen Sie sich in den Porsche und starten Sie.«
»Nein!« sagte George, »das ist keine Chance.«
»Und ob es eine ist. Damit locken wir den Killer aus dem Haus. Er will Deliah, er will Sie, er muß etwas tun. Er wird zu seinem Wagen laufen und die Verfolgung aufnehmen. Wenn er das tut, erwische ich ihn. So einfach ist das!«
»Und sein Freund?«
»Um den kümmert sich Bill Conolly.« Ich griff in die Tasche und holte die Ersatzschlüssel hervor, die ich immer von Bill bekam, wenn wir gemeinsam unterwegs waren.
Deliah räusperte sich. »Es ist wohl die einzige Chance. Ich kann auch einen Porsche fahren.«
»Okay, wir machen es.«
Der Butler schaute sehr skeptisch. Ich war schon an der Tür und zog sie auf.
Noch immer brannten die Feuer. Von Bill und diesem Dacros sah ich nichts. Hoffentlich ging dort alles glatt. Die Luft hatte noch mehr an Feuchtigkeit gewonnen. Ich kam mir vor wie jemand, der in eine Sauna geht.
Ich winkte den beiden zu. »Kommen Sie, ich decke Ihnen den Rücken. Dann nichts wie weg.«
Sie hielten sich an den Händen. So wollte der eine dem anderen Schutz bieten.
Seitlich stand ich mit gezogener Waffe auf der Treppe und bewegte mich ständig. Alles wollte ich im Auge behalten. Ich war davon überzeugt, daß uns Ric beobachtete, aber er griff nicht ein. Der Butler und Deliah konnten die Stufen der Treppe hinabgehen und sie hinter

sich lassen.
Bis zum Ziel waren es nur mehr ein paar Schritte. Ich folgte ihnen.
Deliah drehte sich um. Sie hatte von mir den Schlüssel bekommen.
Ich hoffte, sie durch mein Nicken und dem gleichzeitigen Lächeln aufmuntern zu können. Auch ich stand vor der Treppe.
Die beiden gingen zu dem Porsche. Deliah stellte sich an die Fahrerseite, bückte sich und schloß die Wagentür auf. Sie zog sie nach außen. Das Licht der Innenbeleuchtung streifte ihre schlanke Gestalt wie ein heller Glanz.
»Jetzt!« sagte ich.
Da hörte ich den Schrei. Gleichzeitig zersplitterte eine Fensterscheibe. Ich drehte mich nach links.
Die Scherben flogen mir wie lebensgefährliche Waffen entgegen, herausgehauen durch den mörderischen Stoß der verfluchten Krallenhand. Und wie ein gewaltiger Dämon hechtete Ricardo hinter den Scherben her, um uns zu töten…

***

Bill war nach dem Verlassen des Hauses nur kurz an der Wand stehengeblieben, um dann, parallel zu ihr und immer im Schatten bleibend, weiterzulaufen.
Er machte nicht den Fehler und rannte auf dem direkten Weg seinem Ziel entgegen. Auch wenn es Zeit kostete, es war besser, einen Bogen zu schlagen.
Bill duckte sich. In seinem Nacken hockte die Spannung wie ein drückender Alp.
Der Klang der Trommeln wies ihm den Weg. Eine düstere Musik, die den großen Park erfüllte. Fürchterlich anzuhören, die Nerven aufpeitschend. Wer dieses Geräusch nicht gewohnt war, drehte irgendwann einmal durch. Als Bill das Ende der Hausfront erreichte, ging sein Atem schneller. Zudem war er schweißgebadet.
Er ruhte sich hockend aus, durchforschte seine Umgebung, ohne allerdings etwas Verdächtiges entdecken zu können. Das Trommeln grollte ihm weiter entgegen, von der Klaue sah er nichts.
Vor ihm lag eine freie Fläche, auf der heller Kies wie Schnee schimmerte. Das Gebiet diente als Parkplatz. Zwei Fahrzeuge waren dort abgestellt worden.
Bill überquerte den Platz, blieb in Deckung der Autos und tauchte hinter eine Zierbuschgruppe, die von keinem Lichtschein erreicht wurde. Auch der Widerschein der flackernden Voodoo-Feuer reichte nicht bis an diesen Ort.
Den Trommler sah Bill nicht. Er rechnete damit, daß der Kerl hinter den Feuern steckte. Da wollte er ihn auch hervorholen. Wie ein Schatten huschte Bill durch den großen Park. Er war so etwas

gewohnt, fand immer wieder Deckungen, und besonders die dicken Stämme der Bäume boten ihm den nötigen Schutz.

Die Feuer lagen jetzt links von ihm. Dahinter erklang das dumpfe Grollen der Trommel, und Bill entdeckte auch den Schatten, der sich von der Erde abhob.

Zuerst dachte er an eine flache Hütte, bis ihm klar wurde, daß es sich um einen Wagen handelte. Der Größe nach konnte es durchaus ein Mercedes sein.

Der Reporter wurde noch vorsichtiger. Er duckte sich tiefer. Im Entengang bewegte er sich voran und ärgerte sich über das dünne Rascheln der Grashalme, das der Trommler wegen der lauten Geräusche wohl nicht hören konnte.

Bill hatte sich als nächstes Ziel das Heck des abgestellten Wagens ausgesucht. Es war tatsächlich ein dunkler Mercedes, mit ihm mußten die Killer gekommen sein.

Neben dem Wagen lag eine Gestalt auf dem Boden, eine Leiche namens Prosper van Meeren.

Alles paßte zusammen. Nur den Trommler hatte Bill noch nicht entdeckt, wahrscheinlich deckte ihn der Wagen.

Bevor er weiterging, schaute er zum Haus hinüber. Viel konnte er nicht erkennen. Die wabernden Flammen ließen die Luft erzittern, so daß Teile der Fassade regelrecht verschwammen.

Bill wischte das nasse Haar nach hinten. Auf der Oberfläche lag ein dünner Schweißfilm. Seine Waffe hielt er in der rechten Hand.

Zwischen der Handfläche und dem Griff war es ebenfalls feucht geworden. Noch einmal wischte Bill die Hand trocken, dann packte er wieder zu. Es war wichtig, auf Kleinigkeiten zu achten, sie konnten manchmal lebensrettend werden.

Auf diesem Teil des Grundstücks wuchsen mehrere Bäume und breiteten ihre grünen Laubdächer aus. Irgendwo zwischen zwei Stämmen mußte auch der unbekannte Trommler hocken.

Der Reporter atmete noch einmal tief durch. Er fühlte sich wie eine gespannte Stahlsaite, als er sich langsam in die Höhe schob und über das Wagendach hinwegschaute.

Bewegte sich etwas zwischen den Bäumen?

Ja, da mußte er sein!

Bill zog sich noch etwas zurück, schlug einen Bogen, erreichte die Bäume und schnellte dann vor. Er wollte schreien, rufen, vielleicht auch schießen, doch das alles blieb nur ein Wunschtraum, als er sah, was tatsächlich ablief. Das Trommeln kam vom Band. Auf einer Kiste stand das Gerät. Die beiden Lautsprecher waren auf das Gebäude gerichtet. Einen Menschen entdeckte er nicht. Dieser Dacros war verdammt schlau, vielleicht sogar tödlich schlau, denn Bill spürte auf einmal das Kribbeln am Rücken, das Gefahr signalisierte.

Sie war da, sie näherte sich, sie packte zu.
»Jetzt bist du tot!« sagte jemand in seinem Rücken und fügte ein teuflisches Lachen hinzu…

***

Zwei Sekunden – länger konnte es wirklich nicht gewesen sein – wurden für Bill zur Ewigkeit. Er hatte den Kerl hinter sich noch gesehen, aber er nahm einen hellen Schein war, der über den Boden kroch und wahrscheinlich nur deshalb entstanden war, weil jemand die Tür des Mercedes geöffnet hatte.
Der Schein breitete sich noch aus, und Bill rechnete damit, daß der andere noch nicht soweit war.
Er schleuderte sich vor. Es war ein Sprung der Verzweiflung, sehr flach angesetzt, um einer Kugel ein so kleines Ziel wie möglich zu bieten.
Bill prallte neben der einen Box zu Boden, hörte über sich ein Fauchen und rollte sich herum, um hinter der Box, in die etwas mit einem harten Geräusch eingeschlagen war, Deckung zu finden. Im letzten Augenblick konnte er erkennen, was in der Box steckte. Es war ein Pfeil, schmal, glatt, stählern.
Er sprang hoch und warf sich sofort wieder nieder, weil er genügend Schwung haben wollte, um sich über den Boden rollen zu können. Er schoß dabei in die Richtung, in der Dacros hocken mußte.
Bill hörte den Einschlag der Kugel im Blech des Mercedes, rollte sich weiter, vernahm einen Fluch und wieder dieses verdammte Geräusch, als der nächste Pfeil auf ihn zuraste.
Um Haaresbreite verfehlte er sein Ohr und rammte schräg in den weichen Parkboden.
Bill stemmte sich wieder ab und hechtete auf einen Baumstamm zu. Verdammt, dachte er, die Fläche zwischen den Stämmen ist doch nicht so groß. Der dritte Pfeil jagte parallel mit ihm und fast durch seine Haare und hieb in den Stamm.
Bill feuerte zurück.
Er jagte das geweihte Silber auf den Wagen zu und zwang Dacros in Deckung.
Die Fahrertür des Wagens stand weit offen. Dahinter hatte Dacros Schutz gefunden, von dort aus schoß er auch. Erwischt hatte Bill Conolly ihn nicht, nur den Wagen.
Er kroch hastig hinter den Baum, atmete keuchend und hörte trotzdem etwas plätschern.
Ein Bach floß bestimmt nicht in der Nähe vorbei. Das Plätschern mußte einen anderen Grund haben.
Es fiel Bill wie Schuppen von den Augen. Benzin. Er hatte bei seinen unkontrollierten Abwehrschüssen den Tank des Wagens erwischt. Das

Benzin floß aus, würde eine Lache bilden, im Boden versickern oder sich vielleicht entzünden.

Eine Tür fiel zu. Sofort danach startete Dacros den Motor. Trotz des auslaufenden Benzins befand sich noch genügend Treibstoff im Tank, um den Wagen fahren zu lassen.

Als Bill hochschnellte und hinschaute, setzte Dacros, von dem der Reporter kaum etwas gesehen hatte, schon zurück. Dabei geriet er gefährlich nahe an die Feuer.

Das Benzin rann weiterhin aus dem Leck. Es hatte eine Spur hinterlassen. Wenn es mit dem Feuer in Verbindung geriet…

»Bleib stehen!« brüllte Bill. »Verdammt noch mal…«

Dacros wendete. Er wollte an den Flammen vorbeirasen. Normalerweise hätte er es geschafft, doch die für ihn unsichtbare und lebensgefährliche Spur geriet einfach zu nahe an das Feuer heran.

Plötzlich entzündete sie sich.

Bill blieb hinter dem Baum stehen. Ein kurzes, bläuliches Aufflackern zuerst, mehr war es nicht. Einen Lidschlag später brach die Hölle aus. Der Wagen bestand aus einem Meer von Flammen, der Tank explodierte, das Fahrzeug wurde als brennendes Etwas auseinandergerissen und zu einer glühenden Wolke aus Feuer und Blech.

Die Türen flogen auf, als hätten sie Riesenhände von der Karosserie gerissen.

Ein Körper kippte brennend nach draußen, der es trotzdem noch schaffte, auf die Beine zu kommen. In diesem Dacros mußte eine wahnsinnige Energie stecken.

Brennend und schreiend rannte er auf das Tonband und die beiden Boxen zu, von der die linke gekippt war. Über sie stolperte er auch und fiel auf dem Bauch.

Danach erhob er sich nicht mehr.

Bill lehnte mit dem Rücken am Stamm. Die Hitze traf ihn, als wollte sie ihn rösten. Sein Gesicht war verschmiert, grau vom Rauch.

Wenn er Luft holte, pfiff sein Atem.

Mit torkelnden Schritten löste er sich und schlug einen Bogen um den noch immer brennenden Mercedes. Er schaute zum Haus, wischte über seine Augen und glaube tatsächlich, Schreie zu hören.

Dort befand sich John und auch die Kralle!

»O Gott!« keuchte der Reporter und lief mit langen, schwankenden Schritten quer über den gepflegten Parkrasen…

***

Er kam, er wollte killen, und er hatte uns tatsächlich überrascht. Ich hätte schießen können, aber da waren die verdammten Scherben, vor denen ich flüchten mußte.

Sie fegten wie ein tödlicher Regen auf mich zu, einige waren viel zu lang und breit, wenn sie richtig trafen, zersäbelten sie mir den Hals. Aus dem Stand warf ich mich so weit zurück, wie eben möglich, um dem Regen aus Glas zu entwischen.

Ich geriet bis an die Treppe, rutschte dort aus und kippte so unglücklich zurück, daß ich mit dem Rücken auf eine der Kanten schlug und einen glühenden Schmerz bis zum Hirn spürte.

Die Splitter hatten mich nicht erwischt, dafür kam der Kerl mit der Kralle. Eine Schußwaffe trug er nicht bei sich, seine Kralle reichte ihm aus.

Ich hatte die Beretta festgehalten. Trotz der glühenden Rückenschmerzen schwenkte ich meinen Arm herum und brachte die Pistolenmündung in seine Richtung.

Er schlug zu.

Daß er mit den spitzen Stahlfingern nicht meine Hand erwischte und sie zerstückelte, war reiner Zufall. Dafür hämmerte die Metallhand gegen die Pistole, die ich durch den heftigen Aufprall nicht mehr halten konnte. Sie flog mir aus der Hand, landete irgendwo unterhalb der letzten Treppenstufe, und Ricardo hatte mich endlich waffenlos wie er meinte. Sein Lachen war grausam.

Er stand vor mir, holte mit der rechten Hand weit aus, damit mich die Kralle auf die Stufen nageln konnte.

Ich trat zu, bevor die Finger nach unten stießen. Unterhalb der Gürtellinie erwischte ich ihn. Seine normale Hand fiel nach unten.

Er preßte sie zwischen seine Beine.

Für mich war es ein Rätsel, daß ein Zombie normalen Schmerz verspürte, der reagierte normalerweise nicht wie ein Mensch, im Gegensatz zu Ricardo, in dessen Augen Tränen schimmerten.

War er kein lebender Toter? War ich vielleicht einem Bluff aufgesessen? Daran mußte ich denken, als ich mir Schwung gab und mich auf die Beine quälte.

Ich wollte ihm Paroli bieten, trotz seiner Mordkralle. Auch er mobilisierte alle Kräfte, sah mich hochkommen und warf sich trotz der Schmerzen vor.

Diesmal drehte ich mich zur Seite.

Hautnah wischte die Kralle an mir vorbei. Die Stahlfinger rammten gegen den harten Stein der Treppenstufe, brachen aber leider nicht ab, denn Ricardo schwang sich wieder herum.

Ich erwischte ihn mit einem Tritt. Er flog zurück, prallte gegen den massigen Aufbau des Steingeländers und schüttelte den Kopf. Für einen Moment war er abgelenkt.

Meine Faust erwischte ihn am Ohr. Er schrie und warf sich rücksichtslos vor, den rechten Arm ausgestreckt, bereit, die Kralle in meinen Körper zu wühlen.

Ich wich aus. Er stolperte, drehte sich und schlug mit der anderen Hand zu.

Sie wischte mir gegen den Kopf. Ich sah Sterne, verlor die Übersicht und hörte Deliah schreien. Wahrscheinlich holte der Kerl zum alles entscheidenden Schlag aus.

Reflexartig warf ich mich noch weiter zurück, landete auf dem Rücken, riß die Augen auf und sah durch einen Schleier, weshalb Deliah so geschrien hatte.

Ricardo wollte sich nicht allein auf die Mordkralle verlassen. Er hatte die Pistole aufgehoben. In der Linken hielt er sie und zielte damit auf mich. Dann schoß er.

Wenn ein Rechtshänder mit links schießt, auch auf eine kurze Distanz, ist damit nicht gewährleistet, daß er auch trifft. Dieses Glück hatte ich. Die Kugel sirrte an mir vorbei und ließ nur kleine Kieskörner in mein Gesicht spritzen.

Auch Ricardo war überrascht, daß er mich verfehlt hatte. Anstatt noch einmal abzudrücken, starrte er die Waffe an, als wollte er ihr die Schuld für den Fehlschuß geben.

Trotzdem mußte ich erst auf die Beine kommen, um mich ihm zu stellen. Schneller war Deliah. Sie rannte auf Ric zu und warf sich gegen ihn. Er taumelte in meine Richtung, den Arm mit der Beretta ausgestreckt. Diesen Arm traf ich mit der Handkante so hart, daß er anfing zu schreien und meine Beretta fallen ließ. Ich warf mich auf sie, nahm sie an mich, rollte mich herum und sah zu, wie er plötzlich wegrannte.

In den nächsten Sekunden schien die Szenerie erstarrt zu sein. Keiner von uns tat etwas, bis auf Ricardo, der wegrannte. Er flüchtete wie die Gans vor dem Fuchs, so etwas hatte ich noch nie erlebt.

»Schieß doch!« brüllte der Butler. Ich hob auch den zitternden Arm und ließ ihn dann wieder sinken. Nein, ich feuerte nicht. Wäre er ein echter Zombie gewesen, ein killender Untoter, okay, ich hätte es getan. So aber wollte ich ihn mit den eigenen Händen packen und ihm sein Geheimnis entreißen.

Links sah es so aus, als würde der Park in Flammen stehen. Wenn mich nicht alles täuschte, loderte dort ein Fahrzeug, und ich glaubte auch, meinen Freund Bill erkennen zu können. Wichtig war zunächst Ricardo! Er hatte schon eine ziemlich große Distanz zwischen uns gebracht, bevor ich startete und die Stimmen des Butlers sowie der jungen Frau leiser wurden.

Ricardo rannte mit langen Schritten, bis zu dem Augenblick, als er abrupt stoppte.

Ich rechnete damit, daß er herumfahren und sich mir stellen würde, das tat er nicht.

Da es dunkel war, konnte ich die Bewegung seiner rechten Hand nur

schattenhaft erkennen. Den Arm hatte er angewinkelt, zweimal stieß er die Klaue schräg nach oben.

Beim zweiten Herausziehen brach er selbst zusammen. Ich blieb in dem Augenblick keuchend neben ihm stehen, als er auf dem Bauch lag und sein Leben aushauchte.

Es ging mir gegen den Strich, aber ich mußte mich überzeugen.

Deshalb leuchtete ich ihn mit der Lampe an. Der Strahl erwischte seine untere Gesichtshälfte, wo sich eine dicke Flüssigkeit allmählich ausbreitete und eine Lache bildete.

Ricardos Blut…

Die Schritte der Deliah Courtain hämmerten hinter mir. Ich drehte mich um und fing sie ab.

»Was ist denn? Was ist…?«

»Nichts mehr, Deliah, nichts. Sie können diesen Alptraum endlich vergessen.«

Sie stierte mich an. »Sag nur, daß er nicht mehr…«

»Er ist tot, Mädchen. Und falls es Sie beruhigt, Ricardo war kein Zombie. Wir alle sind wohl auf einen verdammten, aber gut gemachten Bluff und Trick hereingefallen…«

***

Das bestätigte uns George, denn er hatte die Worte aus der Küche noch gut in Erinnerung. Wir hockten zusammen, tranken Wasser und schauten in den Park, wo die Feuer längst niedergebrannt waren und nur mehr kalter Rauchgeruch an das Geschehen erinnerte.

Im Osten kroch schon die Morgendämmerung heran. Der vergangene Tag war längst tot. Über Ricardos und Dacros Verhältnis würde uns keiner mehr Auskunft geben.

Bill hatte schon mit Sheila gesprochen und erklärt, daß wir okay waren. Irgendwie blieben wir noch immer auf der Außentreppe hocken. Wir waren einfach zu kaputt, um irgend etwas zu unternehmen. Wegzufahren oder einfach in den neuen Morgen hineinzulaufen.

Irgendwann stand ich auf und schritt die Stufen der Treppe hoch.

Bill drehte sich nicht einmal um, als er mich fragte: »Was hast du vor?«

»Die Mordkommission benachrichtigen. Die Kollegen sollen die Leichen mitnehmen.«

»Okay, tu das.«

Ich ging hinein in die relative Kühle des Hauses und dachte daran, daß ich mir im Augenblick nichts sehnlicher wünschte als eine kalte Dusche und danach ein Bett…

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 103 »Die Brut hinter der Mauer«

